



COUPERUS, LOUIS

Lucrezia Borgia

Reclam
Leipzig
1926

eod | books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

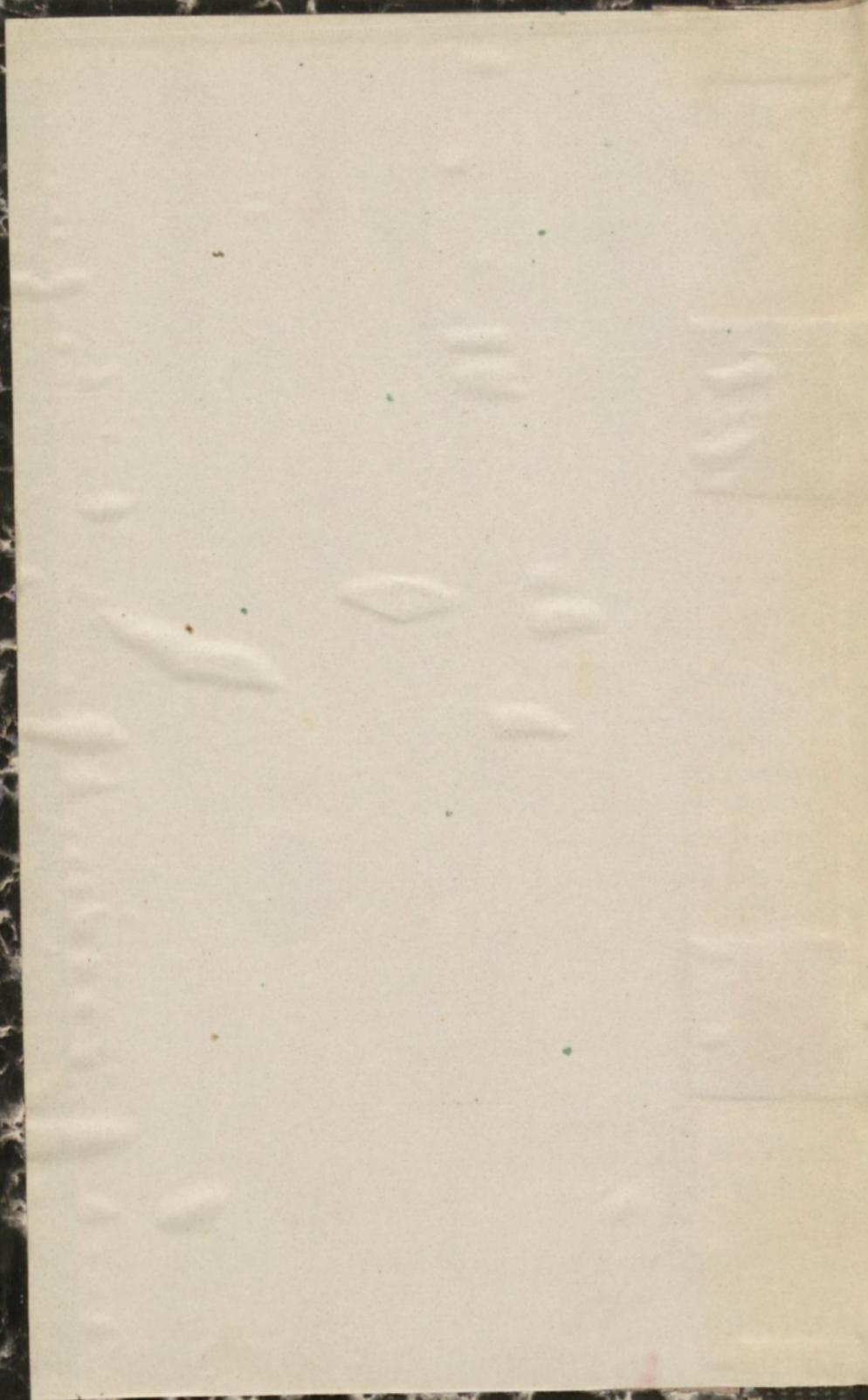
Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

I

201.636



Meelans Universal Bibliothek

Nr. 6641

Louis Couperus
Lucrezia Borgia

Erzählung



Lucrezia Borgia

Von

Louis Couperus

Aus dem
Holländischen übertragen von
Else Otten.

Mit einem Nachwort
von Hans Lebede

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

I
201636/
/6641

Alle Rechte vorbehalten



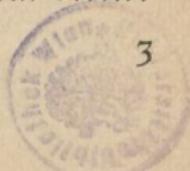
Druck von Philipp Reclam jun.

Leipzig

Erstes Kapitel.

In den sinkenden Abend hinein klomm schweigsam, müde und finster der Reiterzug den felsigen Weg zur Hochebene hinan, auf der schon die Stadtburg ihre beiden ungeheuren Thürme emporreckte. Wie eine dunkle Silhouette hob sich das Riesen-Zwillingspaar von dem letzten verschwimmenden Nachglanz der schon gesunkenen Sonne ab. Über den Soracte rechts und weiterhin an den Hängen des sabinischen Gebirges entlang zogen nächtliche Schwaden, dichte schwarze und graue Schleier, traurig stimmende Fesen der Dunkelheit. Kein Stern leuchtete dieser Augustnacht; nur ein Wind, ein klagender, machte sich auf, nur dieser Wind blies klagend daher, daß es klang wie langstöhnendes Seufzen auf Seufzen; der Wind wehte um die steilen Kanten der felsigen Hügel — und der Wind war plötzlich wie weggeweht verschwunden in den vulkanischen Riffen des Gebirges, dieweil brausender Strom auf brausenden Strom sich an diesen Felsenspalten entlang mit wildem Toben oder dumpfem Getöse wie von murrenden Berggeistern seinen Weg bahnte.

Die Kavalkade — sechshundert Reiter — zog in dem nun wieder schärferen Winde den felsigen Weg empor — finster, müde und schweigsam, aber im Innersten doch erfreut darüber, daß sie Nepi noch vor Einfall der Dunkelheit erreichen würde. Schon straukelte hie und da ein Ross und wurde von seinem Reiter



mit einem Fluch wieder hochgerissen; schon stuzten hie und da Maulesel, die schwer an Koffern und Truhen schleppten und in der Mitte des Zuges behutsam einher-tappten. Der Weg wurde eng und steil. Der Wind blies schärfer und schärfer. Der Wind raste nun wie eine Furie um die schwarze Gestalt der Madonna Lucrezia, die auf ihrem schwarzen Zelter saß und mit ihrem vornübergebeugten Haupt in ihren flatternden Trauerschleiern dermaßen als Verkörperung aller Trauer erschien, daß die Reiter ihres Geleites, von dem Schmerze der Witwe gebannt, den Blick nicht von ihr zu wenden vermochten. Und der Wind, der schärfer blies, zerrte an ihrem langen Schleier, der emporflatterte. Die ganze dunkle Gestalt auf dem Pferde wirkte im lezten Scheine der Sonne so drückend traurig, daß die Reiter jedesmal das Zeichen des Kreuzes schlugen, wenn einer von ihnen ängstlich in die vulkanischen Spalten jenes alten etruskischen Bodens spähte, aus dem jählings in höllischen Flammen dumpf murrende Berggeister auftauchen konnten.

Zwischen den Landsknechten, unmittelbar hinter der Witwe, hinter Madonna Lucrezia, ritten sechs ihrer Frauen, Hofdamen und Kammerfrauen. Sie waren alle schwarz gekleidet, gleich ihr. Und diese schwarzen Frauen umgaben die Sänfte, darin die Amme mit dem herzoglichen Kinde saß. Hinter den Frauen ritten die Narren; drei Zwerge, die mit der Narrenkappe angetan waren. Seltsam possierlich war schon ihre Silhouette, wie sie da gleich allen anderen finster, müde und schweigsam auf den für sie viel zu großen Rossen einherritten. Die kräftige Gestalt des eisengepanzerten Hauptmanns folgte ihnen unmittelbar. Und neben der von Schleiern umwehten Zartheit der schwarzen Frauen

und der hier nutzlos, beinahe qualvoll anmutenden Possierlichkeit der bunten Narren wirkte seine Gestalt so breit und kraftvoll wie die Verkörperung allen Schutzes; seine eisernen Schultern bildeten gleichsam einen Wall gegen das allerletzte, nun vollends dahinsterbende Licht.

Ein Befehl ertönte; Trompeter bliesen: seltsam wehmütig mischte sich ihr Signal in das klagende Lied des Windes.

Von der Höhe des Turmes droben erklang die eherne Antwort, und sogleich flammten hier und dort Fackeln auf in röthlicher Glut. Und plötzlich war das schwere Dröhnen geöffneter Eisenpforten und das Herabfallen eiserner Brücken vernehmbar; in der Thoröffnung erschienen Pagen, die brennende Leuchter emporhielten, und aus der Ferne wirkten ihre zarten Knabengestalten, die vom Schein der vielen brennenden und qualmenden Kerzen hell beleuchtet waren, unsäglich fein.

An den schweren, mörtellos zusammengefügtten Zuffsteinmauern entlang, die noch aus alter Zeit stammten, war die Reiterschar, deren Kofsgekrappel und Hufschlag weit vernehmbar war, weitergezogen, und der Trupp der Frauen inmitten der Landsknechte und ihr Gefolge, die possierlichen und nun so traurigen Narren sowie die sich unmittelbar daranschließende Soldateska des Hauptmannes war nun durch die Pforte geritten: schon füllte der Zug den ersten Hof der Stadtburg. Dort standen der Schloßvogt und die Obersten der Stadt; der erstere in voller Rüstung; die letzteren in samtenen Talaren mit silbernen Ketten, und Edelknaben boten der Madonna Lucrezia die Schlüssel der Stadt dar — mit zeremonieller Gebärde

beugten sie demütig das eine Knie und sanken vor ihr nieder —, wobei zu gewahren war, wie das eine Bein in andersfarbiger Hose steckte denn das andere. Und der Schloßvogt redete die Herzogin, die Herrin von Nepi, an . . . Ihr bleiches Antlitz, das von ihrem sehr blonden Haar unter dem schwarzsamtenen Reisehut umrahmt war, schien wie ein matter Mond durch die Wolken ihrer Schleier und neigte sich und schaute den Schloßvogt an mit einem so müden Blick, einem so schweren Neigen, daß auf des Kriegsmannes Lippen der Klang seiner höfischen Worte fast erstarb. Er begrüßte sie mit vielen erlesenen Floskeln und beteuerte, daß alle in Nepi hocherfreut und überglücklich seien, in ihrer Mitte in Treuen die Herzogin und Stadtherrin, Madonna Lucrezia di Borgia, Herzogin von Biselia, empfangen zu dürfen, die Nichte (er sagte nicht: Tochter) Seiner Heiligkeit des Papstes Alexanders des Sechsten von Borgia, des Herrn der Christenheit und obersten Priesters ihrer mächtigen Kirche, der ihm durch eigenhändigen Brief — er zeigte das Pergament und küßte die Siegel — befohlen habe, Madonna Lucrezia in Nepis Mauern als Herrscherin zu empfangen . . . Das weiße Haupt der Frau neigte sich matt und müde von der Höhe herab, aus der sie hoch zu Ross auf den Redner niederblickte . . . Kaum, daß ihr Mund der Sitte der Zeit gemäß einige gewählte Worte flüsterte. Ihre seltsamen Augen, deren perlen gleiches Weiß sehr breit um eine traurige, beinahe golden schimmernde Pupille lag, schienen beinahe flehentlich darum zu bitten, daß diese Begrüßungszeremonie nicht allzu lange ausgedehnt werden möchte. Es war, als könnten ihre zuckenden Lider das Kerzengeflimmer aus den vielen silbernen Leuchtern, welche die hü-

schen, rötlich-blonden Pagen emporhielten, nicht ertragen. Und als er ihre unendliche Müdigkeit bemerkte, die sie bei Wahrung aller Etikette kaum zu verbergen vermochte, da erwog der Schloßvogt bei sich, ob er noch alle die Worte des Beileids aussprechen sollte, die er so unzählige Male bereits sich ausgedacht hatte. Außerst behutsame Worte der Teilnahme am Tode des Gemahls, des Herzogs Alfonso von Arragon und Herzogs von Biselia, Worte, die, wenn sie wirklich Cesare di Borgia, Madonna Lucrezias gefürchtetem Bruder, zu Ohren kämen, dem Schloßvogt der unbedeutenden Landstadt keine Ungnade bringen würden. Und er sprach diese Worte der Anteilnahme nicht aus. Der Mord, der an dem Prinzen des königlichen Hauses von Neapel begangen worden war, wurde hier vor den Pforten Nepes, wohin seine Witwe sich in Trauer zurückziehen wollte, mit Stillschweigen übergangen, gleich als hätte er nichts zu bedeuten — ebenso war von diesem Mord in Rom kein Aufhebens gemacht, war er totgeschwiegen worden — in der Stadt und auch im Vatikan, wo der unglückliche Gemahl der Madonna Lucrezia der dämonischen Herrschsucht und den geheimen Plänen Cesares zum Opfer gefallen war. Der Schloßvogt sprach kein Wort der Anteilnahme — nur hielt er, nachdem er die Herrin bewillkommnet hatte, seine Hand ihr so entgegen, daß sie den Fuß darauf setzen konnte, und half der Herzoginwitwe aus dem Sattel. Leicht wie eine Blume glitt sie hinab und lächelte. Jetzt, am Ende ihrer Reise, hatte sie wieder die Kraft zu lächeln. Und dieses Lächeln auf dem bleichen Antlitz mit den rätselhaften Augen, über die das blonde Haar fiel und um die lange schwarze Schleier wogten, war so sanft, so

rührend, so bezaubernd, daß alle, die dort zu ihrer Begrüßung erschienen waren, auf sie wie auf eine überraschend liebliche Zaubererscheinung hinblickten, wie auf ein zartes, leuchtendes Geschenk, das ihnen noch zuteil wurde, ehe die edle Frau inmitten ihrer Frauen und dienenden Knaben verschwand, nachdem sie an ihren Hauptmann noch ein kurzes leises Wort gerichtet und ihm für den starken Schutz und sein sicheres Geleit gedankt hatte.

Zweites Kapitel.

In der großen Kemenate, dahin schon die Truhen aus Nußbaumholz getragen waren, entkleideten Lauretta und Giuditta ihre Herrin — die beiden Kammerfrauen, die, während noch der Schloßvogt die edle Frau willkommen hieß, schon in das obere Stockwerk geeilt waren. Im danebenliegenden Gemach schlief bereits das herzogliche Kind: der kleine Rodrigo. Die Kemenate war ein großer, hoher Raum mit dunkelbrauner Täfelung und Decke; über dem Kamin prangte das geschnitzte Wappen von Arragon und Borgia unter der herzoglichen Krone; Gobelins, auf denen gespenstische Gestalten sichtbar waren, bedeckten die Wände, ein breites Bett stand inmitten schwerer, dunkler Samtvorhänge, ein Marienbildnis von Pinturichio grüßte aus einer Ecke unter der brennenden roten Lampe, davor der Betstuhl stand. Brennende Leuchter hier und dort, auf allen Konsolen. Und auf einem Tisch aus Jaspis das Waschgerät aus schwerem Silber: Kanne und Becken, auf denen das schimmernde Licht Reflere hervorzauberte und hie und da einen leuchtenden Glanz warf.

Nun hing sie gleich einer Lilie in den Armen ihrer Kammerfrauen. Abgenommen war ihr das staubbedeckte, samtene Reitgewand und der staubbedeckte, samtene, federgeschmückte Hut, und in das weite, schleppe Nachtgewand aus feinstem Linnen mit güldener Spitze am Halse und langen, flügelartig herabhängenden Ärmeln war Lucrezia gehüllt, und sie ruhte jetzt in den Armen ihrer Frauen und klagte wie ein krankes Kind:

„Meine Haare . . . sie sind ganz steif vom Staub — wascht sie mir, wascht sie mir . . .“

Die Kammerfrauen waren geschäftig um den Tisch aus Jaspis bemüht, aber Lauretta meinte:

„Madonna ist so müde, ist sie nicht viel zu müde, Giuditta, um sich noch ihre lieben blonden Haare waschen zu lassen?“

„Nein, wascht sie, wascht sie mir,“ stöhnte Lucrezia.

„Die Madonna gleicht einer Lilie, so bleich ist sie vor Kummer und Müdigkeit; arme kleine Madonna,“ sagte Giuditta leise und teilnahmsvoll.

„Die Madonna ist wie ein Lamm. Ist sie nicht wie ein Lamm? Die Madonna ist so bleich, und wenn sie mit ihrer lieben Stimme so klagend spricht, gleicht sie da nicht einem Lamm, einem zarten weißen Lämmchen?“

„O ja, gewiß, gewiß!“ fiel Giuditta halb scherzend, halb tröstend und beschwichtigend ein, „die Madonna ist wie ein weißes Lämmlein.“

Lucrezia zeigte ein müdes Lächeln . . . „Ja, wie ein Lamm,“ wiederholte sie, „wie ein Lamm, das sie schlachten, wie ein Opferlamm.“

„Nein, nicht schlachten, nicht opfern, Madonna,“

widersprachen ihr die Kammerfrauen und dabei drehen und preßten sie eifrig die wundervoll blonden Flechten des Haares, auf das sie über dem silbernen Becken den Inhalt einer Phiole ausgeschüttet hatten, und tauchten sie dann ins Wasser. —

Lucrezia lag jetzt auf dem Bette. Die Kammerfrauen waren gegangen. Es schimmerte nur noch der Rubinglanz des Marienlämpchens dort drüben aus dem Winkel vor dem kleinen Altar. An den Wänden geisterten die Gestalten der Gobelins umher. Und Lucrezia war es bange. Ihr Herz klopfte. Ihre Augen flossen über vor Tränen. Ihr Mund zitterte, und auf einmal begann sie haltlos, hemmungslos in ihr Kissen zu schluchzen. Sie drückte es krampfhaft an sich, sie küßte es und rief:

„Oh, mein Alfonso, mein lieber, starker, sanfter Mann! Er war so schön — so schön war er — keiner in Rom war so schön wie er. Er war schön wie eine Blume. Er war heiter wie ein Sonnenstrahl; warm und stark war er wie eine loderende Flamme! Wie ein Feuer, wie ein Feuer! Oh, wir waren so glücklich, so jung waren wir beide, so schön waren wir beide! Er war siebzehn, ich bin achtzehn; wir waren wie zwei Kinder im Himmel, wir waren Eva und Adam im Paradies, in einem Paradies der Liebe! Und sie haben ihn mir gemordet! Oh, mein Alfonso, oh, mein Alfonso; erst haben ihre Waffen ihn durchstoßen, hier, dort, überall . . . und dann, als wir ihn auf sein Lager betteten, meinen Alfonso, meinen armen, schönen, lilienweißen und rosenroten Alfonso . . . dann . . . oh, Madonna, dann haben sie ihn erwürgt, erwürgt — erwürgt!“

Sie wiederholte das fürchterliche Wort immer

und immer wieder. Jetzt keuchte sie und wand sich in Schmerzen. Ihre Tränen strömten wie zwei immerfort neu genährte Bächlein, sie rang die kalten Hände und nun sah sie alles wieder vor sich. Ja, sie sah es vor sich. Vor kaum vierzehn Tagen war es geschehen*) . . . in einer schwülen, römischen Nacht, durch die der letzte Jasmin in den Gärten des Vatikans duftete und der Laut der Springbrunnen und ihres leisen Tropfenfalls widerhallte. Sie weilte im Vatikan, bei Seiner Heiligkeit, ihrem Vater — nur aus äußeren Rücksichten fügte sie sich darin, ihn Oheim zu nennen —, sie harrte ihres jungen Gemahls, der an der abendlichen Mahlzeit teilnehmen sollte. Denn das junge Paar wohnte nicht im Vatikan, sondern unmittelbar daneben im Palazzo Santa Maria-in-Portico. Die hohen runden Fenster und Türen waren geöffnet, die laue Luft, von sommerlichen Düften geschwängert, strömte in den Speisesaal, es war bald Mitternacht — Papst Alexander war daran gewöhnt, zu sehr später Stunde zu speisen. Sie harrte, sie wartete auf ihren Gemahl, auf ihren sanften, starken Alfonso; er war siebzehn Jahre alt und so schön, wie keiner sonst in Rom — nun mußte er kommen . . . all ihre Gedanken und Wünsche waren voll von ihm, als sie da auf der Terrasse seiner harrte, und mit ihr waren Sancia, ihres Mannes Schwester, und die Frau ihres Bruders Goffredo, und mit ihr war Giulia Orsini-Farnese, die man „die Schöne“ hieß; auch sie war so zart und schön, diese Giulia . . . und . . . sie war die Freundin ihres Vaters . . . So hatten die drei dort beisammengestanden, die drei jungen, schönen Frauen, hatten auf jener Terrasse ihre drei

*) 15. Juli 1500.

blonden Köpfchen zusammengesteckt, und Seine Heiligkeit hatte scherzend gemeint: Die drei Grazien . . . oder die drei Göttinnen. Und sie hatten alle drei gelacht und Giulia mit ihrer Stimme, die silberhell klang und aus der doch eine leise Wehmut sprach, hatte noch lächelnd hinzugefügt:

„Bald wird Paris in der Gestalt Don Alfonsos erscheinen.“

Und Sancia hatte auf die Tafel gewiesen und weiter gesprochen:

„Dann wird er aus jener Schale einen Apfel nehmen und ihn seiner Lucrezia darbiehen, und sie wird Venus sein . . . Giulia,“ hatte sie mutwillig geflüstert, „bist du mit deiner Rolle als Juno zufrieden? Und bin ich nicht die Vernünftigste, also Minerva?“

„So schweig doch, schweige,“ hatte Giulia verlegen geflüstert. Allein Seine Heiligkeit hatte die Worte schon vernommen und gelacht, wie nur er lachen konnte, so laut und schallend . . . ein Lachen Jupiters, wie Sancia scherzend meinte.

Dann . . . dann plötzlich . . . draußen im Vorzimmer ein wüster Lärm — die Türen aufgerissen — bleiche Pagen, entsetzte Wachen und Lanzenträger — und . . . und . . . Alfonso stürzte wankend herein — o heilige Jungfrau, Welch ein Anblick! Das Blut quoll ihm aus der Kehle, das üppige rote Blut hatte an Arm und Hüfte bereits sein Brokatwams durchtränkt und rot gefärbt. Und so bleich wie eine Lilie und rot wie eine Rose war er erschienen und gegen die Tafel gestürzt, so daß eine mit Wein gefüllte Karaffe umgefallen war und der ihr entströmende Purpur sich mit dem strömenden Purpur seines Blutes gemengt hatte . . .

Lucrezia hatte einen lauten Schrei ausgestoßen, mit dem ihre ganze Seele entsezt aus ihr gefahren war, und bewußtlos war sie zu ihres Vaters Füßen zu Boden gestürzt.

Das alles sah sie nun in dieser düstern, schlaflosen Nacht in der Kemenate wieder vor sich. Sie sah in dem Rubinenglanz des Altarlämpchens Blut . . . Blut . . . Man hatte Alfonso auf ein Lager gebettet, ihn verbunden; er war nicht tot . . . ein Kardinal hatte ihm die Absolution erteilt . . . aber er war ja so jung, er war so stark . . . er lebte . . . oh, er konnte genesen . . . Lucrezia und Sancia bereiteten ihm eigenhändig seine Speisen, der Papst selber erwog, wie er ihn schützen konnte.

Da . . . da war Cesare, ihr Bruder, erschienen, dort in der Tür jenes Gemaches, wo ihr geliebter Alfonso auf dem Bette ruhte . . . und er hatte Sancia davongesagt — die seines Bruders Gattin war — und seine Geliebte —, und er hatte Lucrezias Gelenke umflammert, als sie ihm abwehrend die Arme entgegenhob.

Und wieder hörte Lucrezia seine entseztliche Stimme, die klang wie die eines höhnnenden Höllengeistes, eines Dämons, der noch fürchterlicher erschien in seinem halb geistlichen, halb weltlichen Gewande, da er nur unwillig den Kardinalspurpur trug.

„Geh! Geh! Laß mich allein mit Alfonso!“

„Allein? Was willst du ihm tun?“ hatte sie zitternd gefragt.

„Was meines Willens ist! Er hat mir nach dem Leben getrachtet!“

„Das ist nicht wahr!“

„Er hat mir nach dem Leben getrachtet! Er hat

Bogenschützen auf mich schießen lassen, während ich in den Gärten des Vatikans wandelte . . .“

„Das ist nicht wahr! Warum sollte er dir nach dem Leben trachten? Er ist gut . . . er ist mein Gemahl; ich habe ihn lieb! Laß Gnade walten, Cesare, nimm ihn mir nicht!“

„Geh! Laß mich allein mit Alfonso . . . Micheletto! Micheletto!“

Sie hörte alles, sah alles wieder . . . ihr Bruder hatte sie weggerissen von dem Bett, sie hatte geschrien und geklagt; auf den Knien hatte er sie hinweggezerrt, und Micheletto, der entsetzliche Micheletto, sein Capitano, war erschienen . . .

Heiliger Gott! Heilige Jungfrau und Jesus! Mit seinen entsetzlichen Fäusten hatte Micheletto ihren Alfonso erwürgt — erwürgt — erwürgt!

Jetzt schluchzte Lucrezia auf ihrem Bett verzweiflungsvoll laut auf . . . dieweil sie das alles wieder vor sich sah. Noch nicht drei Wochen waren seither verstrichen! — Und nun sah sie den Leichnam ihres Alfonso, der ohne Musik, in düsterem Schweigen auf schwarzer Bahre nach Sankt Peter getragen wurde — es war ein finsternes Schattenspiel von Höllengeistern . . .

Und dann hatte alles den Anschein bekommen, als sei diese grausame Gewalt, als sei diese ungeheure Ungerechtigkeit Rechtmäßigkeit und Gerechtigkeit gewesen. Ein Prinz von Neapel und Arragon war von einem Borgia ermordet worden — aber man hatte kaum — und dann auch nur flüsternd — von diesem Morde gesprochen . . . Seine Heiligkeit — der doch Lucrezias Vater war — hatte Cesare kaum einen Vorwurf gemacht. Das Leben ging weiter seinen

Gang, als wäre nichts geschehen . . . Die junge Frau dachte darüber nach, und ihr kindliches Gemüt entsetzte sich darob. Niemand zog sich von Cesare zurück, kein Priester weigerte ihm den Zutritt zur Kirche, alle Kardinäle blieben mit ihm, der selber Kardinal war, um Alexanders Thron versammelt; tagtäglich empfing er unzählige Prälaten, verhieß ihnen den Kardinalspurpur, bot ihn aus, wie bei einer Versteigerung . . .

Er hatte sich gerächt, Cesare hatte sich in entsetzlicher Weise für die Schmach gerächt, die ihm angetan worden war, als Alfonsos Vater, der König von Neapel, die Hand seiner Tochter dem Kardinal verweigert hatte, der den lästigen Purpur von sich werfen wollte, um ganz offen wieder in die Welt zurückzukehren . . .

Plötzlich hörte Lucrezia zu schluchzen auf. Entsetzt blickte sie auf die fahlen Gestalten der Wandteppiche: sie regten sich, es war, als träten sie heraus, weil das nicht genügend gefüllte rubinglühende Altarlämpchen unruhig flackerte und qualmte. Und inmitten der hervortretenden Gestalten glaubte sie lilienbleich und rosenrot Alfonso zu gewahren und, gleichfalls bleich und rot, ihren ermordeten Bruder Juan, den Herzog von Gandia . . . den Cesare hatte töten lassen in der gleichen Nacht, in der sich im Weinberge der Madonna Banozza, ihrer Mutter, die beiden Brüder versöhnt hatten . . . Bravi hatten ihn in der dunklen Gasse erstochen, die Juan passieren mußte, um sich zu einem Liebesabenteuer zu begeben.

Da standen sie beide, leichenblaß und blutrot, und starrten sie an — und sie hatte sich in ihrem Bett aufgerichtet und schrie laut:

„Juan! Alfonso! — Erbarmen! — Heilige Jungfrau — beschirme uns alle!“

Und dann, als die Kernenate plötzlich vollkommen in Dunkel gehüllt lag — weil die Altarlampe erloschen war —, stürzte sie wie ein getroffener weißer Vogel mit einem Aufwerfen ihrer weißen, in die flügelartigen Ärmel gehüllten Arme rücklings zu Boden.

Und finstere Nacht war um sie und in ihr . . .

Drittes Kapitel.

In dem Zypressenhain, der sich den Burgfelsen hinabzog, unter den alten schwarzen, düsteren Bäumen, mit ihren vielfältig verästelten, schimmernden Stämmen und den samtschwarz aufstrebenden Laubkronen wandelten am nächsten Morgen die Hofdamen und Kavaliere langsam die Pfade auf und ab, Langeweile quälte sie. Dies war Verbannung und Ungnade — um Madonna Lucrezias allzu großem Kummer, allzu großem Schmerz, allzu tiefer Trauer, die keine Grenzen kannte. Dies war die Verbannung und die Langeweile. Es sollten keine Jagden stattfinden — weder mit dem Falken noch mit den zur Hasenhatz abgerichteten Hunden noch mit dressierten Panthern. Es sollte kein Theater geben, kein Ballett, keine Tanzfeste. Und die Kavaliere und die Hofdamen, all die dunklen Gestalten, die feierlich in schwarzen Samt gehüllt waren und so würdig ausfahen, wandelten langsam unter den dunklen Zypressen umher. Über dieser Trauer wölbte sich der Himmel sommerlich blau, und die Sonne schien bereits in mittäglicher Glut herab: Wo sie durch die Zypressen strahlte, hellte sie das dunkle Laubwerk auf, daß es grüner

glänzte, und auf dem jungen Blattwerk und über den schwarzsamtenen Wänsen und Frauenschleppen lagen hellere Lichter: strahlende, blanke Klarheit von Sagath neben dunkleren Flächen, die der Farbe fließender Tinte glichen.

Die Frauen gähnten, die Kavaliere versuchten zu scherzen; hin und wieder wandelte ein Paar heimlich davon und suchte Schatten und Einsamkeit auf, dort wo die Bächlein murmelnd die Felsen herabstürzten . . . inmitten all dieser Trauer blieb als einzige Zerstreuung nur noch die Heimlichkeit der Liebe . . .

Auf der Terrasse vor ihrer Kemenate lag Madonna Lucrezia auf einer Ruhebank unter einem Schirm, die Augen hatte sie geschlossen, und ihre blonden Haare waren noch feucht und gleich einem Fächer in der Sonne ausgebreitet, damit sie trockneten. Still lag sie da wie eine Märtyrerin, und ihr Gewand war schwarzer Flor über schwarzem Flor.

Giuditta und Lauretta breiteten das blonde Haar immer und immer wieder anders aus, auf daß es rascher trockne, und schwiegen, denn der Madonna Lucrezia zur Seite las der spanische Mönch, Bruder Torribio, laut aus seinem Brevier.

Die Amme ging mit dem Kinde Rodrigo auf ihrem Arm in der Nähe auf und ab.

„Gib ihn mir, gib ihn mir,“ hieß Lucrezia sie klagend und breitete die Arme aus.

Die Amme brachte das Kind zu seiner Mutter, und diese richtete sich auf — die Haare verwirrten sich —, sie umarmte das Kind so leidenschaftlich, daß es laut zu weinen begann.

„Nimm ihn mit — nimm ihn wieder weg,“ be-

fahl Lucrezia, „o laß ihn nicht weinen, ich kann es nicht hören.“

Sie betastete ihr Haar.

„Ist es nicht trocken?“ fragte sie zögernd.

„Noch nicht, Madonna,“ antworteten die Frauen.

„Das tut nichts,“ klagte Lucrezia, „es wird schon trocknen . . . mich schmerzt der Kopf von dem langen Liegen; ich will aufstehen.“

Die Frauen waren ihrer Herrin beim Aufstehen behilflich und wanden einen dünnen schwarzen Schleier um die langen blonden Haare.

„Es ist warm hier,“ klagte Lucrezia, „ich will in den Schatten jener Zypressen. Begleitet mich, Bruder Torribio . . .“

Sie schritt nun über die Terrasse und die felsige Treppe hinab. Der Mönch folgte ihr. Sie schaute über die Brustwehr, die in den Fels gehauen war, und legte schützend die Hand vor die Augen. Vor ihr badete sich die kahle Ebene im Licht. Spalten und Schluchten gaben dunkle Schatten, und es war eine trostlose Verlassenheit. Dicht unter ihr schienen die Felsen abwärts gestürzt zu sein, sie häuften sich dort in dem brausenden Bergstrom auf. Nun schaute sie sich um und blickte zu der Burg empor. Hoch und düster reckten sich deren beide Türme zu dem azurnen Himmel hinauf. Um das Gestein wucherte dichter Efeu, weiter hinauf breitete sich der kühle Schatten dunkler Zypressen . . .

„Hier ist es entsetzlich . . .“ murmelte Lucrezia, und sie wiederholte:

„Entsetzlich ist es hier — entsetzlich — entsetzlich, kommt weiter, Bruder Torribio . . .“

Und sie stieg weiter abwärts, der Mönch folgte

ihr; und als sie strauchelte, bot er ihr die Hand. Sie griff nach seinem Arm, und er ließ dies mit ehrfurchtsvoller Gebärde geschehen, weil er sie führen wollte. Dunkel fiel jetzt der Schatten auf sie beide herab.

„Es ist hier kalt,“ sagte Lucrezia erschauernd.
Der Mönch schwieg.

Aber Lucrezia rang die Hände. Jetzt in dem kühlen Schatten hier war die schwarze Gestalt eine Verkörperung aller Mutlosigkeit und Verzweiflung. Nur von ihrem blonden Haar kam ein Glanz. Der schwarzweiße Dominikaner an ihrer Seite atmete gleichermaßen Dürsterkeit und Trauer. Ob er jung war oder bereits in mittleren Jahren, war nicht zu erkennen, weil sein hageres Antlitz unter der Kappe zeitlos schien.

Und Lucrezia sprach:

„Bruder Torribio, ich kann hier nicht bleiben. Was soll ich hier anderes tun, denn weinen und beten? Hier werde ich vor Kummer und Traurigkeit sterben.“

„Die Einsamkeit werde Eurem Leide ein Balsam sein, Madonna, so glaubte Seine Heiligkeit, unser Heiligster Vater.“

Sie schüttelte den Kopf wie ein Kind.

„Nein,“ widersprach sie, „nein, er hat mich hierher verbannt, weil ich allzu bekümmert war um meinen Alfonso. Er hat sich von mir abgewendet, als ich Cesare anklagte . . .“

„Still, Madonna, still, es war ja nicht der Herzog . . .“

„Er war es doch, Bruder Torribio, er war es doch. Ich kann hier nicht bleiben. Wisset, Ihr müßt nach Rom zurück. Ihr müßt vor meinem Vater auf

die Knie fallen und ihm sagen, daß ich hier sterben werde. Ich kann hier nicht bleiben, ich kann es nicht."

"Ihr seid ja soeben erst hier angelangt, Herzogin; warum wollt Ihr nicht versuchen, hierzubleiben und viel zu beten und die eitle Welt zu vergessen und beim Lachen Eures Kindes glücklich zu sein? Ist Euch denn Eure Stadt Nepi dermaßen verhaßt?"

"Meine Stadt? Sagt lieber: mein Kerker. Was ist mir die Stadt — was sind mir die wenigen düsteren Häuser, die ich von den Fenstern meiner finsternen Burg aus erblicke —, was sind mir die kahlen Hänge des öden Gebirges, die aufgeschichteten Felsen, was ist mir jener allzeit brausende Strom? Und daneben nichts als mein Kummer, der an mir nagt und mich zermürbt. Keine Zerstreuung, keine Jagden, keine Feste, keine Farben, keine Musik . . . Ich liebe die Schönheit und die Pracht und die Heiterkeit des Spieles, des Sanges, des Tanzes, ich muß mich ausleben, muß mich zum mindesten bewegen können. Was kann ich hier anderes tun, als in den düsteren Zypressenhainen umherirren? Will mein Vater, daß ich langsam dahinsterbe, nur weil ich um meinen Alfonso zu viel geweint habe? War es meine Schuld, daß ich meinen zweiten Gatten so leidenschaftlich liebte, und daß ich Tränen vergoß, weil man ihn mir aus Rachsucht mordete — und um einer That willen, die er nicht begangen? Ich bin achtzehn Jahre alt, Ihr haltet mich für ein Kind. Aber bin ich denn nicht in Wahrheit noch ein Kind? Sagt mir, Fra Torribio, wollt Ihr tun, um was ich Euch bitte? Nach Rom zurückkehren und vor meinem Vater niederknien und ihm sagen, daß ich hier sterben werde? . . ."

"Ich werde tun, was Ihr mir befiehlt, Her-

zogin,“ antwortete der Mönch, „allein bezwingt Euch, ringt nicht so verzweiflungsvoll die Hände. Hier kommen Eure Damen und Eure Ritter.“

Wirklich kamen die nun gelangweilt unter den dunklen Zypressen dahergewandelt.

Aber Lucrezia bezwang sich keineswegs, sondern schluchzte laut auf, und die Edelfrauen näherten sich ihr besorgt:

„Madonna, Madonna, was gibt es?“

„Ich kann nicht mehr,“ antwortete Lucrezia schluchzend, „ich habe jetzt seit mehr als vierzehn Tagen geschluchzt und um den Tod gebetet und ich lebe noch — aber nun kann ich nicht mehr — all das Schwarz um mich her — das Schwarz eurer Gewänder — erschreckt mich immer und immer wieder — meine eigene Trauer schreckt und quält mich — oh, mein Alfonso, mein armer angebeteter Alfonso, ich kann nicht mehr leben! Wie gerne wäre ich gestorben, gemeinsam mit dir, wie gerne wäre ich jetzt im Paradiese, gemeinsam mit dir — da wären wir beide zwei Engel und hätten uns lieb in den himmlischen Gärten. Aber so in Tränen und Trauer leben, wie ich diese beiden Wochen gelebt habe — nein, das kann ich nicht mehr — ich kann es nicht — habt Mitleid mit mir, ihr alle . . .“

Schluchzend warf sie sich in die Arme ihrer Hofdamen.

„Ich werde nach Rom gehen,“ erklärte der Mönch den Kavalieren des Gefolges, „ich werde vor Seiner Heiligkeit niederknien . . .“

„O holde, teure Madonna,“ sagten die Edelfrauen tröstend, „habt Geduld, beruhigt Euch und habt Geduld, die Zeit wird Euren herben Schmerz lindern.“

„Die Stunden werden dahingehen — eine nach der andern . . .“

„Und an den Tod dürft Ihr nicht denken . . .“

„Mein Alfonso — mein Alfonso,“ schluchzte Lucrezia.

„Die heilige Jungfrau sei der Seele des Herzogs gnädig; sie blüht wie eine Blume im Paradiese . . .“

„Wie eine Blume — wie eine Blume — unser armer Herzog . . .“

„Ihr aber dürft nicht mehr über den Tod grübeln . . .“

„Ihr müßt versuchen zu leben . . . kommt, wir wollen Euch helfen; um die Mittagsstunde wollen wir leise singen, rings um Euch . . .“

„Wir können auch wohl rings um Euch tanzen . . .“

„Nur um Euch eine kleine Weile zu zerstreuen . . .“

„Madonna, wie sind Eure Haare doch so blond, ach so blond . . .“

„Blond wie die Ahren,“ meinte einer der Hofherren scherzend.

„Gewiß sind sie jetzt trocken,“ sprach Lucrezia.

„Sie sind trocken,“ versicherten ihr ihre Edelfrauen, indes sie die schwere blonde Last der Haare betasteten.

„Kommt, wir wollen Euch zu Eurer Kemenate geleiten, auf daß wir Euch das Haar ordnen können.“

„Ja, laßt uns gehen . . . Brecht Ihr morgen früh auf nach Rom, Bruder Torribio?“

„Wie Ihr befehlt, Herzogin.“

Lucrezia hatte nur ein Schluchzen zur Antwort.

„Ich befehle nichts,“ sagte sie klagend. „Was

habe denn ich zu befehlen? Ich kann nur bitten, bitten. — Oh, alles hier beklemmt mich. Ich kann nicht atmen hier in Nepi.“

Von ihren Edelfrauen umringt, stieg die Herzogin die felsigen Stufen zur Terrasse empor. Plötzlich brach sie in ein überreiztes Lachen aus und wies ... wies ...

Und um sie lachten alle Hofherren und Edelfrauen und waren froh, nur, weil sie lachte ...

Sie lachten alle, weil die Herzogin auf die drei Narren gewiesen hatte: die hockten da, die drei traurigen, mißgestalteten, rot und weiß ausstaffierten alten Zwerge, auf dem Geländer der Terrasse und baumelten mit den großen Füßen.

Als Lucrezia an ihnen vorüberging, erhoben sie sich und lächelten, weil die Herzogin gelächelt hatte und weil sie so bezaubernd reizvoll aussah in ihrem Gewand aus schwarzer Gaze, nur mit dem schwarzen Gazeschleier über ihrem langen, offenen Blondhaar.

Viertes Kapitel.

Die hellen, sonnigen Tage verstrichen, und auch die schweren, schwülen Nächte. Auf die einförmigen Sommermonde folgten die rauhen Herbstwinde, und der Herbstregen fiel über Burg und Zypressen, die ächzend sich bogen. Das anfangs noch leuchtend grüne Laub war schon matt und schwarz geworden, und die schweren Wolken jagten wild über den abgrundtiefen blauen Himmel dahin.

Der Oktober zog sich in lastender Einförmigkeit hin. In Lucrezias Seele dämpfte eine dumpfe Mattigkeit den anfangs verzweifelten Schmerz. Sie schluchzte

nicht mehr; sie lag jetzt wie siech in dem großen wappengeschmückten Sessel vor dem Bogenfenster, das den Ausblick über die dürre, einsame, felsige Ebene freigab. Das immer und ewig gleiche Herabstürzen des brausenden Bergstromes benahm ihr alles Denken. Sie dachte nicht mehr. Sie litt kaum noch. Sie lebte dahin von einem Tage zum andern — ohne Hoffnung, ohne Freude. Es war wie ein langsames Dahinwelken. Bruder Torribio hatte in Rom keinen Zutritt zu Seiner Heiligkeit zu erlangen vermocht. Längst schon war er zurückgekehrt. Er las Lucrezia Heiligenlegenden vor. Aber während er las, dachte ihr müder Geist an die Kleider des kleinen Rodrigo; an eine Leichenmesse, die für ihren armen Alfonso gelesen werden sollte, auch an Geld . . . Und gequält runzelte sie die Brauen.

„Bruder Torribio,“ unterbrach sie ihn mit matter Stimme — der Oktoberregen schlug prasselnd gegen die kleinen runden grünen Scheiben des Bogenfensters — „ich habe mit Christophoro über Geschäfte zu sprechen, sendet ihn mir her . . .“

Fügsam erhob sich der Mönch, neigte sich und verschwand mit seinem pergamentnen Buche. Kurz nachdem er gegangen, trat der Geheimschreiber Christophoro ein.

„Ich muß an Vincenzo schreiben,“ sprach die Herzogin.

Der Regen klatschte gegen die Scheiben.

„Ich bin bereit, Eure Hoheit,“ flüsterte der Geheimschreiber, der bereits mit dem Stift in der Hand Platz genommen hatte.

Lucrezia erhob sich. Und im Aufundabgehen, wobei sie die schwarze Schleppe nach sich zog und in den

Augen mit der goldenen Pupille ein tiefes Nachdenken lag, diktierte sie den Brief an Vincenzo Giordano, ihren Diener in Rom.

„Vincenzo . . . dieweil wir beschlossen haben . . . das Gedächtnis an das Hinscheiden meines Herrn, Herzogs und Gemahls zu feiern — die ewige Seligkeit sei seiner Seele beschieden —, befehlen wir Euch, daß Ihr Euch zu dem hochehrwürdigen Herrn Kardinal von Cosenza verfüget, den wir mit diesem Officio beauftragt haben, und daß Ihr verrichtet, was Seine Eminenz Euch befehlen wird . . . Und Ihr sollt achthaben auf das, was Ihr verausgabt von den fünfhundert Dukaten, die Ihr habt . . . während ich dafür Sorge tragen werde, daß Ihr, falls es nötig wird, mehr erhalten werdet.

Gegeben auf der Burg Nepi, am vorletzten Oktober des Jahres 1500.“

„Unterschreibet,“ sagte Lucrezia, „Die allerunglücklichste Prinzessin von Salerno*.“

„Salerno?“ wiederholte der Geheimschreiber und blickte zu seiner Gebieterin auf.

Lucrezia hatte sich ihm genähert. Sie legte ihm ihre weiße Hand auf den Armel.

„Und nun schreibet einen zweiten Brief an Vincenzo,“ flüsterte sie bedeutsam.

„Ich verstehe,“ murmelte Christophoro.

„Nicht mit Datum versehen . . . nicht zeichnen . . . und in der Geheimschrift . . .“

„Jawohl, Eure Hoheit.“

Lucrezia diktierte voller Leidenschaft.

„Ich bin mißmutig und von Kummer erfüllt, weil ich wegen meiner Rückkehr nach Rom nie etwas ver-

*) Einer von Lucrezias Titeln.

nehme. Ich kann nicht mehr essen, nicht mehr schlafen, ja nicht einmal mehr weinen . . .“

Sie fuhr fort, verzweiflungsvolle Worte zu diktieren. Gegen die Scheiben klatschte der Regen jetzt lauter.

Plötzlich wurde draußen auf dem langsam ansteigenden Wege Trompetenschall vernehmbar, der sich an den Mauern der Burg widerhallend brach. Und der Turmwächter, der auf der obersten Zinne die Signale erkannte, gab Antwort darauf. Ein einziges metallenes Geschmetter drang durch den Regen hindurch . . .

Lucrezia war, die Hände gegen die Brust gepreßt, wie versteinert stehengeblieben.

Christophoro erhob sich.

„Es ist der Herzog,“ murmelte er.

„Cesare,“ stammelte Lucrezia.

Und sie stürzte ans Fenster.

Sie sah die Trompeter, die Fahnen, die Banner, sie sah die gepanzerten Reiter, die die Vorhut zu ihres Bruders Streitmacht bildeten. Und sie hatte gerade noch Zeit, Christophoro zuzurufen:

„Zerreiße den zweiten Brief. Sofort!“

„Auch den ersten?“ fragte Christophoro, der schon den andern zerriß.

„Nein, verwahret den.“

Christophoro tat, wie sie befohl. Die Thür öffnete sich, die Pagen, die Edelfrauen, die Hofherren traten ein; auch Bruder Torribio . . .

„Es ist der Herzog, Madonna,“ riefen sie.

Im Innern der Burg entstand ein wirres Durcheinander. Und von draußen kam der Schall der Trompeten, das Dröhnen der Trommeln und das Trappeln

schwerer Kofse ward hörbar. Der Schloßvogt erschien, um Lucrezias Befehle entgegenzunehmen und eilte dann fogleich davon. Im Innern der Burg hörte man die eifernen Ketten der Zugbrücke und der Mauertore raffeln. Rings um Lucrezia ftanden fie alle bleich und beforgt und begriffen diefe Überraschung nicht . . .

„Gehen wir dem Herzog entgegen,“ befahl fie.

Der Haushofmeister fchickte die Pagen voran, die fich am Fuße der Treppe aufstellen follten. Nun die Thür aufging, fahen aller Augen bereits von der Treppe her, wie fich der Hof mit den eifernen Reitern füllte, in deren Mitte fie alle fogleich Cesare di Borgia, den Herzog von Valence, erkannten.

Er ftieg von feinem gepanzerten Kofse ab und feine Bewegungen waren rafch entfchloffen, dabei behende und elegant. Er felber war eine fchmucke, forfche Erfcheinung in voller Waffenrüftung aus zifeliertem und vergoldetem Silber; unter dem offenen Visier feines Helmes, deffen Federn vom Regen triefen, blißte aus feinen Augen der jähe, fcharfe Blick eines Falken. Seine Nafe war gerade; dunkelblonde Brauen zogen fich bis zu einer fehr geraden fcharfen Neidfalte auf feiner Stirn, zwifchen dem rötlich-blonden Bart und Schnurrbart leuchtete purpurn fein allzeit lächelnder, graufamer Mund, der die kleinen, raubtiergleichen Zähne freiließ.

„Die Herzogin?“ hörten alle ihn kurz und gebieterifch fragen.

Feierlich grüßte ihn der Schloßvogt und wies mit zierlicher Gefte nach innen. Da ftanden bereits die Pagen, und als Cesare feiner Schwefter oben an der Treppe anftichtig ward, wie fie ihm entgegenschritt, run-

zelte er nicht länger die Stirne . . . sein Lächeln schien milder und froher.

Er sah sie das erstemal wieder nach dem Morde, der an Alfonso verübt worden, und seit der Stunde, da sie vor Schmerz schier von Sinnen gewesen war. Nun wogte es in ihr vor lauter Erregung. Allein sie bezwang sich meisterlich. Inmitten ihres Gefolges von Damen und Hofherren näherte sie sich ihrem Bruder mit größter Verbindlichkeit, verneigte sich anmutig vor ihm und sprach:

„Mein vielberühmter Bruder und Herzog, welche eine freundliche Überraschung! Seid willkommen in meiner Burg Nepi. Wenn ich etwas bedaure, so ist es dies, daß Ihr Eure Ankunft mir nicht meldetet — dann hätte ich Euch festlicher empfangen können, als es mir nun leider möglich ist.“

Tief neigte sie sich zum zweitenmal vor ihm. Sie war sehr bleich unter dem Schwarz ihrer Schleier. In ihr war eine unbestimmte Angst um ihr Kind, um den kleinen Rodrigo. Was wollte Cesare? Warum kam er hierher?

Er aber näherte sich ihr lächelnd, öffnete die Arme weit und schloß sie zärtlich darein.

„Vergebt mir, edle und anmutigste Schwester,“ sprach er, und seine tiefe Stimme klang sanft und ritterlich zugleich. „Und duldet es, daß ich Euch in meine brüderlichen Arme schliesse, wengleich sie von hartem Metall umkleidet sind.“

Er umfaßte sie behutsam, wie um sie nicht zu verletzen, und drückte ihr einen langen Kuß auf die Stirn. Sie zitterte. Kaum noch vernahm sie die höfischen Worte, die er klangvoll zu ihr sprach. An ihrer Hand geleitete sie ihn die Treppe hinauf.

„Ist Euch kalt?“ fragte er. „Eure Hand zittert.“

„Nein,“ antwortete sie lächelnd, „wenn ich zittere, so ist es vor Freude, weil ich Euch wiedersehe.“

Er war zufrieden und lachte.

„Ihr seht in uns den Sieger von Pesaro. Ich komme von Pesaro. Diesmal als Sieger ohne Schlag und Stoß. Pesaro hat sich für Seine Heiligkeit und für uns, des Papstes unwürdigen Bannerherrn erklärt und Sforza, Euren ersten nichtswürdigen Gemahl, verjagt, o Lucrezia.“

Lucrezia erschrak.

„Wirklich?“ fragte sie, „habt Ihr Pesaro genommen? Und Giovanni Sforza?“

Cesare lachte laut.

„Er ist geflohen,“ sagte er lachend. „Seid unbesorgt, Lucrezia, ich brauchte Euren ersten Gemahl kein Haar zu krümmen.“

Nun zitterte ihre Hand in der seinen, indes sie durch die dunkle Galerie dem Saale zu weiterschritten. Und sie ward sich dessen bewußt, daß sie keinen Willen hatte, daß sie so ging, wie sie gehen mußte. Neben sich fühlte sie den stechenden Falkenblick ihres Bruders, der spöttisch auf ihr ruhte und sie zugleich sehr zärtlich umfing. Doch einen Willen besaß sie nicht. Hinter ihrer schmalen Stirne fühlte sie einen dumpfen Schwindel. Es war, als wenn ein großes Rad sich immerfort drehte — drehte — drehte . . . Und sie sah die vergangenen Dinge aus ihrer ersten Verbindung mit Giovanni Sforza . . .

Kaum ein Jahr lang war ihr zu Pesaro ein beschauliches Dasein an seiner Seite beschieden gewesen. Wohl hatte sie ihn liebgehabt, doch nicht mit der Leidenschaft, mit der sie Alfonso geliebt hatte. Oh, sie hatte

gehofft — sie, ein Kind, ein blondes Kind von fünfzehn Jahren —, endlich doch an der Seite eines starken, geliebten Mannes in Ruhe leben zu können . . . Ihr Vater und ihr Bruder hatten sie allzeit wie einen Spielball betrachtet, wie einen Köder, so lieb beide sie auch haben mochten. Hatte man sie nicht in ihrer frühesten Jugend, da sie zwölf Jahre alt gewesen, schon verlobt — erst mit Don Cherubino de Centelles, einem fünfzehnjährigen Knaben; dann mit Don Gasparo von Antwerpen? . . . Und immer wieder war die Verlobung gelöst worden, und sie hatte kaum begriffen, was mit ihr geschah. Doch weil ihre kindliche Seele sich immer wieder in einem unvergänglichen goldenen Lachen froher Freude dem Leben erschloß, hatte sie nicht weiter nachgedacht, hatte sich dem starken Willen ihres Vaters und der seltsamen Laune ihres Bruders, des damaligen Kardinals, gefügt und nur immer gedacht: Wem werden sie mich nun geben? Sie hatten sie Sforza gegeben, und ein Jahr der Ruhe hatte sie in Pesaro verlebt . . . ein Leben voll freundlicher Liebe und ruhiger Belehrung, jener Belehrung, wie sie sich für die vornehmen Jungfrauen ihrer Zeit geziemte. An ihrem Hofe waren Dichter und griechische Humanisten um sie gewesen, und unter deren Leitung war sie von der Wortkunst der antiken griechischen und lateinischen Schriftsteller berückt worden. Nun zogen diese lieben ruhigen Tage blitzschnell vor ihrem Geiste vorüber . . . doch damals . . . damals hatte der Ehrgeiz der beiden, des Vaters sowohl wie des Bruders, wieder andere neue Verknüpfungen erträumt, damals hatten sie versucht, neue Bande zu knüpfen. Sforza frommte ihnen nicht, Sforza mußte beiseitegeschafft werden. Und sie, sie

selbst? . . . Ihr war das ruhige Leben in der stillen Stadtbürg oder dem einsam gelegenen Landhause für ihre brausende Jugend gar zu eintönig erschienen. Ihr Gatte ließ sie häufig allein, wenn sein Dienst als Feldhauptmann in des Papstes Heer ihn zu Felde rief. Und so hatte sie sich dem Willen des Vaters gefügt, war plötzlich nach Rom gekommen — man hatte sie in die neuen Absichten eingeweiht: ihre Ehe sollte gelöst werden — Cesare sollte den Kardinalspurpur ablegen, auf daß sie beide — Cesare und sie — sich dem königlichen Hause von Neapel durch Ehen verbinden könnten. Die geistlichen Richter, die unter dem Vorsitz zweier Kardinäle ihre Ehe für ungültig erklären sollten, lösten die Verbindung mit Sforza unter der Begründung, daß sie noch jungfräulich sei. Sie selber beschwor, daß sie noch unberührt wäre. Wie ein Lamm tat sie alles, was man von ihr heischte. Sie blieb das willenlose Opfer ihres Vaters und ihres Bruders, die sie auf ihre Weise liebten, vor allem aber in ihr den Köder für ihren Ehrgeiz sahen.

Nun, da sie allein mit ihrem Bruder in dem nämlichen dunklen Saale weilte, wo sie sich kurz zuvor mit Christophoro aufgehalten, zog diese ganze bewegte Vergangenheit, zogen diese letzten Jahre blitzschnell an ihrem Geiste vorüber. Vor allem aber sah sie dieses eine: ihren zweiten Gemahl Alfonso von Arragon, der erst nach dem Räte seiner Freunde aus Rom geflohen, dann wieder zurückgekehrt, dann ermordet worden war . . . erstochen, erwürgt . . . Opfer der Nachsucht des Cesare, weil Alfonsos Vater diesem, dem einstigen Kardinal, die Hand seiner Tochter zu verweigern gewagt hatte. Dies vor allem sah Lucrezia wieder vor sich, während ihr Bruder sie lächelnd anschaute und der

dunkelumwölkte Himmel von Blitz auf Blitz erhellt ward. Und ihr war, als sähe sie die ganze Vergangenheit in diesen Blitzen, als tauche sie vor ihr auf in dem Donner, der jetzt grollte.

„Meine zarte Lucrezia,“ sprach Cesare scherzend, „ich freue mich aufrichtig, Euch wiederzusehen und in Eurer Burg vor der Gewalt dieses bösen Unwetters Schutz zu finden; denn wer die Kriegsgefahr nicht fürchtet, kann dennoch den prasselnden Regen und die böse Sturmgewalt fürchten, die ihn so übel zugerichtet vor der schönen Burgfrau erscheinen läßt. Tausendmal um Entschuldigung bitte ich dich, meine liebe Schwester, schon ob des kläglichen Anblickes, den dir meine Helmzier bietet.“

Und er nahm den Helm ab, aus dessen rot-weißem Federbusch das Wasser troff.

„Wollt Ihr nicht ganz Eure Rüstung ablegen, mein Bruder, indes wir warten, bis man uns zum Nachtmahl ruft?“ fragte Lucrezia und wischte ihm mit ihrem Taschentuch Schweiß und Regen von der Stirn.

„Sie ist mir nicht lästig,“ antwortete er, „und ich möchte gern gleich einen Augenblick geheimer Zwiesprach mit Euch haben, denn allzu lange werden wir in Nepi nicht verweilen können, meine allertenerste Lucrezia.“

Der Regen prasselte gegen die kleinen runden Scheiben; in dem düsteren Gemach hoben sich die Gestalten dieser beiden Menschen reizvoll und anmutig von den dunklen Wandteppichen und Möbeln ab. Die Frau, sehr jugendlich, sehr blond, sehr zart in ihrem schleppenden schwarzen Samtgewand und umhüllt von

ihren langen schwarzen Schleiern, gleich einer seltenen dunklen Blume mit goldenem Herzen, und auch von dem Mann, dessen goldene und silberne Rüstung zuweilen matt aufleuchtete, ging ein seltsamer Zauber ritterlicher Anmut aus. Fürwahr, die beiden waren, so wie sie da in den hohen geschnitzten Stühlen zusammen saßen, Geschöpfe eines Jahrhunderts der Überkultur. Bruder und Schwester waren sie — doch dabei waren die Worte, die sie miteinander wechselten, so überaus gewählt und voller Courtoisie, und ihrem Italienisch mischte der hie und da durchklingende spanische Akzent einen tieferen fehligen Ton bei. Sie tauschten ihre höflichen Reden, ihre formvollendeten Sätze wie graziöse Geschenke. All ihre Gebärden verrieten einen besonderen, ihnen eigenen Schwung. Zwei Auserkorene schienen sie. Auch zeugte ihr Geist, der des Mannes wie der Frau, von der Verfeinerung ihrer Zeit: antike Bilder schwebten ihnen vor, halb katholisch, halb hellenisch-römisch, und in dem alltäglichen Gespräch, das Bruder und Schwester miteinander führten, tauchten immer wieder, wie etwas Selbstverständliches, klassische Anspielungen auf. Ihre Blicke wendeten sich gleichsam unbewußt jeder Schönheit zu, beide schätzten die Künste: das Schöne in der Literatur, der Malerei, der Plastik, und ihr Empfinden war durch einen Maler geschult worden, der seinen Heiligen und Kaisern immer wieder ihre Züge geliebt hatte: Pinturricchio. Aber in diesem scheinbar so auserkorenen verfeinerten Wesen hatten sich Herz und Seele ursprünglich barbarisch und unverfeinert erhalten, wie in primitiven Urzeiten. In der Seele des Mannes lebte einzig die roh und gewalttätig alle Hindernisse überwindende Sucht nach Größe; das Herz

der Frau war das einer Sklavin geblieben, einer Sklavin derer, die stärker waren als sie in ihrer anmutigen Schwäche: der Sklavin ihres Bruders, der Sklavin ihres Vaters. In der Seele der Frau wohnte weiter ein fast unbewusstes Sehnen nach Freude, nach Glanz und Prunk, Sehnen danach, Nepi zu verlassen — und in dem Herzen des Mannes, der ihr Bruder war, blühte eine seltsame, beinahe verliebte lächelnde Zärtlichkeit auch für seine blonde Schwester, die er so schön fand, wie ihm noch nie eine Frau erschienen war . . .

„Nur einen Augenblick geheimer Zwiesprache,“ wiederholte Cesare, dieweil er sich, der Rüstung nicht achtend, wohligh in die Polster des hohen Sessels schmiegte. „Höret, Lucrezia, Ihr könnt hier nicht bleiben. Mag Nepi anfangs Eurem Leid und Eurer Trauer angemessen gewesen sein . . . nun, da die rauhe Jahreszeit naht, muß Euch der Anblick jener Felsen sogar an Tagen, die schöner sind als dieser, schwermütig stimmen.“

„So ist es,“ flüsterte sie.

„Ihr müßt fort von hier,“ fuhr er leichtthin fort, während er sich umblickte. „Wir müssen Euch einen andern Gemahl finden.“

In ihrer kindlichen Seele flammte eine jähe Hoffnung auf, zugleich aber auch eine flüchtige Wehmut im Gedanken an Alfonso, ihren geliebten Alfonso.

„Ja,“ wiederholte er in fast heiterem Ton, „wir werden Euch einen andern Gemahl finden . . . und ich bin davon überzeugt, daß Alfonso sich geehrt und geschmeichelt fühlen wird, es zu werden.“

„Alfonso?“ rief sie erschreckt aus und verstand ihn nicht.

„Oh,“ sagte er gelassen, „ich meine Alfonso d'Este, den Erbprinzen von Ferrara.“

Sie barg das Antlitz in den Händen.

„Was tut es, daß er den gleichen Namen trägt wie Euer einstiger Gemahl? Das Glück hängt nicht von einem Namen ab.“

„Glücklich war ich mit Alfonso von Arragon,“ stammelte sie.

„Ihr werdet doch gewiß nicht daran zweifeln, daß Seine Heiligkeit und ich nichts anderes im Auge haben, als Euer wahrhaftes Glück, nicht wahr, Lucrezia?“

„Was weiß ich von den Gedanken, die ihr beide hegt,“ erwiderte sie, leicht widerstrebend, „habt ihr mich nicht immer und immer wieder versprochen, gegeben, zurückgenommen wie ein Ding, wie eine Sache? Habt ihr mir nicht stets wieder genommen, was ihr mir gegeben hattet — erst Giovanni Sforza, dann meinen Alfonso, und wird das nicht so weitergehen, bis . . .“

„Bis?“ unterbrach er sie lächelnd, „bis Ihr, Lucrezia, Euer Glück gefunden habt. Und dann . . .“

Er vollendete nicht. Es blißte, und gleich darauf folgte ein entsetzlicher Donnerschlag.

„Heilige Mutter Gottes,“ stammelte Lucrezia, „sei mir gnädig.“

Sie war aufgefahren, nun hing sie gleichsam in ihres Bruders Armen. Er küßte sie sanft auf die Stirne.

„Es war nichts, Lucrezia,“ sagte er mit tiefer und trostvoller Stimme, „nur ein Donnerschlag — wahrlich, Nepi ist ein düsterer Ort. Wenn Ihr Vertrauen zu meiner Vermittlung habt, dann verlasset Nepi sobald als möglich?“

„Ja, ja,“ sagte sie stammelnd, „ich will fort von hier, koste es, was es wolle — um jeden Preis nur fort von hier.“

„Nichts,“ sagte er lächelnd, „nichts wird es Euch kosten. Es wird Euch eine der schönsten und glänzendsten Kronen Italiens verschaffen, die Krone der Herzogin von Ferrara.“

Vorhänge wurden zur Seite geschoben, Türen wurden geöffnet, Pagen, Damen und Hofherren wurden wie düstere Schatten in dem dunklen Vorraum sichtbar, der Haushofmeister kündigte an, daß angerichtet wäre.

Fünftes Kapitel.

Die Salutschüsse donnerten vom Kastell Sankt Angelo über Rom, und eine ungeheure Volksmenge drängte sich durch die Straßen und über die Plätze, um die Gesandten von Ferrara anzuschauen. Sie waren von der Ponte Molle hergekommen, dann durch die Porta del Popolo geritten und begaben sich nun in den Vatikan.

Es war ein glänzender Zug von mehr als fünfhundert Reitern. Voran zog hoch zu Roß der Kardinal Ippolito d'Este, ihm zur Seite Cesare di Borgia, der ihm entgegengeritten war. Der Feldhauptmann trug eine reichvergoldete französische Rüstung und darüber einen Waffenrock aus goldenem Gewebe. Sein eigenes Gefolge bestand aus sechs Pagen, hundert berittenen Edelleuten, zweihundert schweizerischen Hellebardieren in schwarzgelbem Samt mit dem Banner des Papstes: dem Stier von Borgia unter der Mitra und zwischen den Schlüsseln.

Der Gesandte Frankreichs begleitete den Bannerherrn, und das Volk raunte sich zu, daß der König von Frankreich eigentlich alle Einwände des stolzen Hauses d'Este besiegt, und daß es somit Ludwig XII. sei, der den Estes die bevorstehende Hochzeit aufgedrängt habe. Eine Heerschar von viertausend Söldnern folgte dem Feldhauptmann, eine Schar von zweitausend Mann den städtischen Autoritäten.

Die Piazza del Popolo war zu klein, um diese ganze Entfaltung von Stolz und Kraft und Pracht zu fassen. Man mußte sich außerhalb der Tore aufstellen, vor denen sich ein weiter Rasen dehnte. Auf dem Platz selber begrüßten neunzehn Kardinäle, neunzehn den Purpur tragende Kirchenfürsten die Gesandtschaft. Die Begrüßung und die wechselseitigen Ansprachen dauerten zwei Stunden, und der Abend brach herein, und das Volk, das bei so vielen blumenreichen Worten ungeduldig geworden war, stürmte zum Vatikan.

In der großen Loggia, inmitten des Glanzes der Fackeln, stand der Papst, und schüchtern wies man auf Alexander. Als er dem Volke seinen Segen erteilte, machten viele insgeheim mit dem kleinen Finger und Zeigefinger eine abwehrende Gebärde. Denn wenn er nicht der Teufel selber war, so mußte er doch ein Dämon der Hölle sein, und so mochte sein Segen wohl einen heimlichen Fluch bedeuten... Dennoch waren aller Blicke durch seine Erscheinung wie gebannt. Er erschien riesengroß in seinem schlep-penden schneeweißen Samtgewande, dessen weiße Kante bis auf seine schneeweißen Pantoffeln herunterfiel. Über all dieser in schweren Falten herabfallen-

den Weiße glänzte gerötet sein Anflitz mit den majestätischen Zügen.

Seine funkelnden Augen waren wie strahlende Sonnen; die Adlernase und der lachende kleine, sinnliche Mund gaben ihm das Aussehen eines Verführers, eines Zauberers; sein erst leicht angegräutes, noch dunkles üppiges und lockiges Haar krönte die Tiara, deren drei Reihen Juwelen in dem Schein der qualmenden Fackeln blitzten.

„Wie schön er ist,“ flüsterten die Frauen in der Volksmenge. Und während er den Segen spendete, knieten sie nun nieder. Sie alle wähten, er sei ein Dämon. Aber sein Blick und sein Lächeln ließen sie doch alle vor ihm auf die Knie fallen und ihn anbeten.

Der Abend war nun vollends hereingebrochen, als der Platz, den die Sbirren gesäubert hatten, indem sie das Volk in die Seitengassen abdrängten, sich mit dem Zuge füllte. Die Gesandten stiegen ab. Mit dem Kardinal Ippolito waren noch fünf Prinzen von Este gekommen, von denen zwei den Bischofshut trugen, außerdem waren da die angesehensten Vasallen von Ferrara: Mirandola, Bevilasqua, Bentivoglio . . .

Der Papst empfing sie oben an der Ehrentreppe. Er stand da wie ein lächelnder weißer Gott, riesengroß, vom Licht der unzähligen hochgehobenen silbernen Leuchter beschienen; er strahlte wie eine Hostie in der Monstranz. Der Bannerherr stellte ihm die Gesandten vor, und sie knieten auf der obersten Stufe und küßten ihm beide Füße.

Es war nun tiefe Nacht geworden. Draußen war der Platz in einen flammenden Wald qualmender Fackeln verwandelt. Unter dem schmetternden Klang

silberner Trompeten geleitete Cesare die Prinzen von Este und die übrigen Gesandten zu Fuß nach dem gegenüber vom Vatikan liegenden Palaste der Lucrezia. Aus allen Fenstern hingen kostbare Teppiche; vor allen Fenstern brannten Lichter. Hinter den Söldnern staute und drängte sich das Volk, um die Herzogin zu sehen, die hinter den geöffneten Doppeltoren ihres Palastes die Ehrentreppe hinabstieg und unter dem strahlenden Glanze unzähliger brennender hochgehobener Leuchter den Gesandten und ihren zukünftigen Schwägern und Neffen entgegenschritt.

Auf halber Treppe stellte Cesare ihr die Prinzen und Gesandten vor, und sie alle waren durch Lucrezias Schönheit sichtbar betroffen. Sie küßte ihre zukünftigen Schwäger und Neffen nicht, neigte sich nur, französischer Sitte gemäß, sehr tief vor ihnen mit solch ungewöhnlich grazioser und bezaubernder Anmut, daß alle, der Kardinal, die Bischöfe, die Prinzen, die Grafen, die Barone bezaubert und besiegt lächelten . . . Die zukünftige Braut trug ein langes Schleppgewand aus silberfarbenem Tuch, darüber ein mantelförmiges Oberkleid aus schwarzbraunem Samt mit einem breiten Saume aus Zobel, und aus diesem Hell und Dunkel, aus diesem Licht und Schatten strahlte ihre eigene blonde Schönheit ihnen verführerisch entgegen wie ein Zauber, so daß sie kaum Worte fanden, die gewählt genug schienen, um auf die ihren zu antworten. Sie strahlte dort selber als höchster Glanz inmitten des Glanzes all jener Leuchter, die ihre blonden Pagen emporhoben. Der Kerzenschimmer wob eine Aureole um ihre liebliche Blondheit, die von einem durchsichtig grünen Schleier an einem sehr schmalen goldenen Bande leicht verhüllt war. Von ihren

Schlafen, an ihrem Halse entlang tropften Perlen bis in ihren Schoß hinab. Auf ihrem schneeweißen Busen funkelte und blitzte ein ungefaßter Edelstein, den keiner von allen mit Namen zu nennen vermocht hätte.

Lucrezia und Cesare leiteten den Kardinal Ippolito in den großen Saal und baten ihn, niederzusetzen, und sie selber ging dann zu allen Prinzen und Abgesandten rundum. Für jeden fand sie ein verbindliches Wort, und ihre Schönheit, ihre Anmut, ihre Grazie, ihre Lieblichkeit ohnegleichen gewann ihr alle Herzen. Widerwillig, beinahe feindselig, waren sie gekommen, um diese Bastardtochter des Borgia als Braut ihrem Erbprinzen nach Ferrara zuzuführen; gekommen waren sie nur gezwungen nach einem ganzen Jahr voller Intrigen, Aufschub, endloser Verhandlungen über die Bedingungen dieser Heirat und die Mitgift. Gekommen lezten Endes, weil der König von Frankreich es so wünschte . . . Und nun, da sie Lucrezia sahen, so zart, so blond, so schön, so lieblich, so anmutig, so vornehm, so würdig, so voller Grazie wie eine Prinzessin, die auf den Stufen eines allerhöchsten Thrones geboren war, einer Märchenprinzessin gleich . . . nun vermochten sie nur zu lächeln, waren besiegt, bezaubert. Und endlich fanden sie dann die sinnigen Antworten, die zierlichen Redewendungen wieder, als sie lächelnd die kleinen anmutigen Geschenke römischer Goldschmiedekunst entgegennahmen, die sie unter sie verteilte. Nun leerten sie die Pokale, an die sie zuerst die Lippen gesetzt hatte. Und der Kardinal Ippolito sprach: „Es sei mir vergönnt, allergnädigste Herzogin und Herrin, Euch neben den Grüßen Eures zukünftigen Schwiegervaters, des Her-

zogs Ercole, und der Versicherung der Liebe Eures Bräutigams Alfonso, insbesondere auch den Ausdruck der Zuneigung meiner Schwester Isabella, der Markgräfin von Mantua, zu überbringen . . .“

Lucrezia errötete vor Freude. In diesem Augenblick weltlichen Triumphes war sie am alleranmutigsten, am allerschönsten. Die unverhohlene und doch ehrfurchtsvolle Bewunderung all dieser Prinzen und Edlen, die kamen, um sie ihrem neuen Bräutigam, ihrem dritten Gemahl zuzuführen, ließ sie alle Schrecken, alle erlittene Unbill vergessen. Dachte sie noch des häßlichen Prozesses, der ihrer Scheidung von Sforza vorangegangen war? Dachte sie noch an all das Grausige des Mordes, der an ihrem so innig geliebten, achtzehnjährigen zweiten Gatten verübt worden war? Des Mordes, den Cesare selber befohlen, den Cesare selber betrieben hatte — jener Cesare, an dessen Arm sie nun strahlend schön wie eine Fee einherschritt —, jener Cesare, der ihr ins Ohr flüsterte: „Lucrezia, seht Ihr dort den jungen Mann in dunkelblauem Samt, der unter dem Torbogen in ein kleines Büchelchen schreibt? Stellt Euch so, als sähet Ihr ihn nicht, aber habt dennoch acht auf ihn, und ich werde Euch sagen, wer er ist.“

„Und wer ist er?“ fragte sie, neugierig, weil Cesare sie auf diesen geringen Edelmann aus dem Gefolge eines der Gesandten eigens aufmerksam machte.

„Nun, sein Name wird Euch nichts bedeuten, wenn ich Euch auch sage, daß er El Prete heißt. Doch es wird Euch interessieren zu erfahren, was er ist . . .“

„Und was ist er denn?“ fragte Lucrezia.

„Er ist der Geheimschreiber der Isabella von

Mantua, und diese stolze Fürstin, deren Gruß Euch soeben übermittelt wurde, hat ihn eigens hierher entsandt, damit er . . ."

„Was?“ fragte Lucrezia.

„. . . damit er getreulich über alle Empfänge und Festlichkeiten berichte und ihr vor allem eine genaue Beschreibung all Eurer Gewänder gäbe, Lucrezia. Und ich bin davon überzeugt, daß wir, so wir Einblick in sein Büchelchen verlangten, darin eine sehr sorgfältige Beschreibung Eures Gewandes aus silberfarbenem Tuch und schwarzbraunem Samt und Eures grünen Schleiers finden würden, Schwester . . .“

Sie lachte in geschmeichelter Eitelkeit, froh und glücklich, und wahrlich . . . in diesem Augenblick hatte sie den häßlichen Prozeß, hatte sie den an ihrem geliebten Alfonso begangenen Mord, hatte sie die dunkeln Trauertage von Nepi vergessen.

S e c h s t e s K a p i t e l .

Lachend und scherzend führten die beiden Kammerfrauen Lauretta und Giuditta, deren jede eine seiner Hände hielt, den El Prete in ein großes Vorzimmer, wo er die Aussteuer der herzoglichen Braut in Augenschein nehmen sollte.

„Wenn aber die Herzogin mich sieht?“ sagte er, halb widerstrebend, halb neugierig.

Und alle drei fuhren erschreckt zurück, als sie im Vorzimmer sechs Hofdamen gewahrten, die mit Listen in der Hand beschäftigt waren, große Stapel Linnen nachzuzählen.

El Prete nahm sogleich sein Büchelchen zur Hand, um Aufzeichnungen zu machen, und die Hofdamen

führten ihn selbst durch das Vorzimmer. Sie zeigten ihm Gewänder, die fast alle mit Zobel und Hermelin besetzt waren; dann solche aus glänzendem Brokat und weißem Atlas — und sie nannten ihm die Preise: fünfzehntausend Dukaten, zwölftausend Dukaten. Der kostbaren Hemden, die sie soeben zählten, gab es zweihundert an Zahl, und es waren solche darunter, die hundert Dukaten kosteten. Mancher Ärmel an jenen Hemden kostete allein dreißig Dukaten, und sie waren mit Goldspitze und Fransen besetzt.

El Prete notierte fieberhaft. Doch als aus dem Gemach der Herzogin eine Musik von Tamburinen und Geigen ertönte, fragte er: „Ist heute abend Empfang bei der Madonna?“

„O nein,“ antworteten die Damen obenhin, „die Herzogin hat nur ihre Freude daran, einmal ihre Frauen tanzen zu lassen. Ihr mögt ruhig um die Ecke schauen.“

El Prete sah um die Ecke, durch den Spalt eines schweren dunkelroten Samtvorhanges. Er schaute in das von Kerzen hell erleuchtete Schlafgemach der Lucrezia, und sie selber sah er neben ihrem vergoldeten Bette sitzen und den Takt angeben, indem sie in die Hände klatschte. Und da sie gerade verstoßen auf den Vorhang schaute, traf ihr Blick seine Augen, und sie lachte und gab Befehl, daß El Prete hereingeführt würde. Flugs verbarg er sein Büchelchen und kniete höfisch vor der Herzogin nieder. Sie aber bedeutete ihm mit der Geste einer Königin, stolz und gnädig zugleich, daß er sich erheben möge.

Im Hintergrunde des Gemaches standen zwölf

junge römische Frauen, das viereckige Kopfstuch auf dem Haar, das schwarze Samtmieder über dem weißen Linnenhemde verschnürt, die bunte, grellfarbige Schürze über dem roten oder gelben Rock. Und die tanzten nun immer zwei zu zwei und begleiteten sich mit ihren Tamburinen. Und ein Fiedelspieler war da, und zu dessen Weise tanzte auch einer von Lucrezias spanischen Edelleuten mit einer der Hofdamen. Und darauf tanzte sie selber mit einem der Prinzen von Este. Und flugs notierte El Prete in sein Büchlehen, daß die Madonna eine spanische Camorra aus dunkelgrünem Samt, mit goldenem Bande eingefast, trage, und sehr enge Ärmel aus weißem Atlas, mit kleinen Puffs aus Goldstoff, und daß ihr Spitzenhemd aus dem weit ausgeschnittenen Mieder zum Vorschein komme — notierte weiter, daß sie eine „Lenza“, ein Haarnez aus Goldband und Smaragden, habe und sie so anmutig tanze, daß aller Augen und aller Lächeln wie gebannt an ihren Bewegungen hingen.

Am folgenden Tage aber sollte im Vatikan der feierliche Ringwechsel stattfinden zwischen der Braut und dem nach herrschendem Brauch stets abwesenden Bräutigam. Die ganze Gesandtschaft von Ferrara holte Lucrezia ab, um sie zu Fuß zwischen dem Spalier einer Ehrenwache und einer Kette von Fackelträgern in den Vatikan zu führen. Und sie trug ein langes schleppendes Gewand aus Goldbrokat über einem karmesinroten samteneen Unterkleide mit schmalem Hermelinbesatz; ihre langen Ärmel hingen vierkantig fast bis zur Erde hernieder; ein turbanartiger Kopfschmuck aus Goldgaze, karmesinroter Seide und schwarzem Samt krönte ihr blondes Haupt, und sie

trug außer einer einzigen Schnur sehr großer Perlen keine anderen Juwelen als einen sehr großen Smaragd, einen Rubin und dazwischen eine birnenförmige, ungewöhnlich große Perle.

Don Ferrante und Don Sigismondo, ihre zukünftigen Schwäger, geleiteten sie an der Hand zu der Sankt-Peters-Treppe. Und sie lachte glücklich und sprach froh und heiter, und Musik von Streichinstrumenten erklang. In der Sala Paolina erwartete sie der Papst Alexander, der sie „seine sehr geliebte Tochter und Nichte in Christo“ nannte. Um ihn waren alle Kardinäle, und Cesare, der Bannerherr, saß ihm zur Seite auf einem Sessel. Lucrezia küßte den Fuß Seiner Heiligkeit und nahm an seiner andern Seite gleichfalls auf einem Sessel Platz. Hinter ihr standen die Gesandten von Frankreich, Spanien und Venetien. Der Bischof von Adria hielt die Trauredede. Ungeduldig runzelte Alexander die Brauen.

„Macht's kurz, macht's kurz,“ befahl er deutlich vernehmbar dem Bischof.

Darauf richtete Don Ferrante d'Este, der als Stellvertreter seines abwesenden Bruders, des Bräutigams, hinter einem vergoldeten Tische stand, an Lucrezia, die sich erhoben hatte und näher getreten war, die verschiedenen Fragen. Jede der Fragen beantwortete sie mit Ja. Und dann steckte ihr der Don Ferrante den Ring an den Finger und sprach: „Diesen Verlobungsring sendet Euch, alleredelste Donna Lucrezia, der vielberühmte Don Alfonso aus freier Wahl, und in seinem Namen stecke ich ihn Euch an den Finger.“

Lucrezia antwortete leise: „Und aus freier Wahl nehme ich ihn entgegen.“

Darauf verlas der Notar die Urkunde und bot dem Kardinal Ippolito d'Este den Brautschmuck dar. Alle Anwesenden lauschten andächtig, alle waren gespannt, die Worte zu hören, die der Kardinal wählen würde. Es war keinem ein Geheimnis, daß diese Darreichung des Brautschmuckes keine Schenkung bedeutete. Nur der Ring war ein Geschenk. Allein der Kardinal überreichte die kostbaren Juwelen in dem offenen Schrein mit so schwungvollen Worten und so großem Takt, daß Alexander selber sprach: „Euer Eminenz Worte erhöhen den Glanz dieser Juwelen.“

Siebentes Kapitel.

Fest folgte auf Fest, in einem Rausch. Fanden des Nachmittags Wettrennen und Stiergefechte statt, so gab es am Abend Tanz und Theatervorstellung. Bei einem Stiergefecht hatte der Gonfaloniere selber einem Stier mit einem einzigen Hieb seines Schwertes den Kopf abgeschlagen. Danach hatten die spanischen Matadore unzählige Stiere und wilde Büffel getödet.

Während nach diesen mittäglichen Veranstaltungen die Straßen Roms von der wimmelnden Volksmenge erfüllt waren — es war Karneval, der wegen Lucrezias Hochzeit früher gefeiert wurde, und maskierte Kurtisanen drängten sich in dichten Scharen durch die Menge oder saßen auf den Altanen ihrer Häuser —, erstrahlten abends der Vatikan und der Sankt-Peters-Platz im Glanze von Feuerrädern, Fackeln, Kandelabern. In dem Saale, den Pinturichio mit Fresken aus dem Leben der Heiligen ge-

schmückt hatte, saß Alexander frohgemut auf seinem Thron und lachte in stets neuer Freude oft laut auf; rings um ihn saßen auf niedrigen Sesseln Cesare und Lucrezia und die Gesandten, und die Höflinge lagen auf Kissen am Boden und schauten der Theater- vorstellung zu. Nach den „Menächmen“ des Plautus wurden Allegorien und Eklogen gezeigt, in denen Götter und Schäfer das Haus Borgia verherrlichten, oder es wurden Balletts getanzt, die man Moresken nannte, und Lucrezia selber tanzte auf Bitten des Papstes mit Cesare.

In diesen Tagen zog sie sich plötzlich häufig in ihren eigenen Palast zurück und blieb dort unsichtbar. Ihre Edelfrauen meldeten, die Herzogin lasse sich das Haar waschen, oder aber: sie sei mit ihrer Aussteuer sehr beschäftigt. In Wahrheit waren es jähe Anfälle von Schwermut, die über Lucrezia kamen. Dann verweilte sie oft einen ganzen Tag in ihrem verdunkelten Gemach oder begab sich, unauffällig maskiert, in schlichter Sänfte zur Piazza di Merlo, wo Madonna Banozza, ihre Mutter, wohnte. Die Mutter der Kinder Alexanders VI. besaß dort einen geräumigen Palast. Und obwohl sie im Vatikan niemals erscheinen durfte, kamen ihre Kinder häufig, um sie zu besuchen. Lucrezia also ging auch zu ihr, und sie hatte die klagende Stimme eines verwöhnten Kindes, eines jungen Lämmchens beinahe, als sie rief: „Mütterchen, kleines Mütterchen!“ und sich dann die Maske abriß, sich der Mutter in die Arme, an die Brust warf und dann auf einem Kissen zu Banozzas Füßen hockte.

„Mein liebes, schönes Kind,“ sprach Banozza und streichelte Lucrezias weiches Blondhaar, „kommst du heute zum letztenmal? Ist die Abreise des Braut-

zuges schon bestimmt, und kommst du, Abschied zu nehmen von der Mutter . . . werde ich dich nie, niemals wiedersehen?"

„Nein — nein —,“ rief Lucrezia aus, „es ist nicht das letztemal. Ich komme wieder, ich komme wieder! Vor dem Neujahrstage gehen wir nicht fort. Aber ich bin gekommen, Mutter, weil ich so traurig war und so müde, und weil ich in meinen eigenen Gemächern keine Ruhe fand. Ich bin traurig und müde. Jeden Tag und jede Nacht wird ein Fest gefeiert, und wengleich ich Feste liebe, so ermüden mich doch diese endlosen Festlichkeiten, inmitten derer mich auch meine traurigen Gedanken noch bestürmen. Allein in meinem Palast vermag ich sie nicht auszudenken, weil ich dort immer von meinen Damen, meinen Hofherren, meinen Narren, meinen Näherinnen und Stickerinnen umringt bin. Und darum komme ich zu Euch, Mutter, um hier zu denken, zu weinen, zu klagen, laut über mein schreckliches Leben zu klagen. Wo sonst könnte ich denn klagen, als hier? Wo könnte ich meinen Jammer hinausschreien?"

„Still, Kind, still, mein armes Kind.“

„Müde bin ich und traurig, und ich leide unter der Vergangenheit, und ich bin wie betäubt von der Gegenwart, und ich fürchte mich vor der Zukunft so sehr, so sehr. Wie lastet meine Vergangenheit so schwer auf mir, als wäre ich schon uralt! Wenn ich des Nachts vor lauter Übermüdung nicht schlafen kann, sehe ich ihre gespenstischen Schatten aufstauhen . . .“

„Mein Kind, mein armes, liebes Kind.“

„Dann sehe ich Giovanni Sforza, meinen armen

ersten Mann, den ich in den stillen Tagen zu Pesaro doch lieb hatte . . . und ich sehe mich selbst als eine Meineidige, die schwur, daß sie noch Jungfrau sei.“

„Aus staatsrechtlichen Gründen, Kind, und dein Vater erteilte dir Absolution.“

„Und ich sehe Alfonso, meinen armen Alfonso, und ich sehe Juan, unseren armen Juan, meinen unseligen Bruder, den Cesare, wie wir alle wissen . . .“

„O schweige, Kind, schweige . . .“

„Und am kommenden Tage sitze ich dann wieder in meiner Loge und schaue dem Turnier zu oder dem Stiergefecht, und es nähert sich mir Cesare, mein Bruder und Henker, und er lächelt mir zu, und ich befestige meinen Schleier an seinem Helm, und mir zur Ehre nimmt er den Kampf mit dem Stiere auf. Und des Abends sitze ich an der Seite Seiner Heiligkeit wie eine Prinzessin, und um mich her ist alles prächtig und glänzend, und ich tanze . . . weil meinem Vater kein Schauspiel so gut gefällt wie mein Tanz; ich tanze und lache und bin guter Dinge. Und währenddessen denke ich: In wenigen Tagen reise ich ab zu einem dritten Gemahl, den ich nicht kenne, der, wie man mir sagt, finsternen Sinnes ist, und der mich, die Bastardtochter der Borgias, schon jetzt haßt, der mich haßt, wie mich vielleicht alle die Estes hassen. Und dann, liebstes Mütterchen . . . fürchte ich mich so vor der Zukunft, so sehr . . . zumal deshalb, Mutter, weil sie noch nicht alles wissen.“

„Schweige, Kind, schweige . . .“

„Weil sie nicht alles wissen — oh, wenn sie wüßten! Wenn sie wie ich und Sancia das von Cesare

wüßten! Sie vermuten vielleicht etwas, aber sie wissen nichts. Wenn sie wüßten, daß ich, die zukünftige Erbprinzessin, ihre künftige Tochter und Schwester, mich in ein Kloster habe zurückziehen müssen, weil . . .“

Rauh legte die Mutter der Tochter die Hand auf den Mund.

„Schweige,“ sprach sie hart, „du bist von Sinnen, du weißt nicht mehr, was du sprichst, Schweige davon. Niemand weiß etwas, niemand wird je etwas wissen.“

„Und meinen Rodrigo, mein armes Kind muß ich zurücklassen. Oh, Mutter — Mütterchen — oftmals kommt das mitten beim Tanz oder Turnier oder Bankett plötzlich über mich. Und dann fühle ich mich so müde . . . und dann ist mir so bange . . . so weh, so bange — weil sie nicht alles wissen . . .“

Sie schluchzte jetzt zu Banozzas Füßen, und die Mutter fuhr ihr über das Haar und streichelte es und tröstete ihr Kind, so gut sie es vermochte. Allein sie selbst, die Mutter, fühlte, daß ihr Herz voll Traurigkeit war, denn auch sie fürchtete für die Zukunft ihrer Tochter, die dort in Ferrara so fern für sie verloren sein würde.

Und die Nacht senkte sich herab, die glitzernde, kalte Dezembernacht, und Lucrezia lag da und schlief und hielt das blonde Haupt an das Knie der Madonna Banozza gelehnt. Bis sie plötzlich zusammenschrak und erwachend daran dachte, daß im Vatikan ein Festmahl zu Ehren der Gesandtschaft ihres Bräutigams stattfand. Und dann legte sie sich nach einer letzten leidenschaftlichen Umarmung der

Mutter die Maske vor und ließ sich in dichtgeschlossener Sänfte mitten durch die johlende Menge tragen, die den Karneval feierte.

Achtes Kapitel.

Es war am sechsten Januar fünfzehnhundertzwei, dem Tag der Abreise, nachmittags gegen drei Uhr, und ganz Rom strömte zum Sankt-Peters-Platz oder zur Piazza del Popolo, um den Zug und die Herzogin zu sehen und ihr zuzuwinken. Lucrezia hatte von ihrem Vater Abschied genommen, und der Papst hatte ihr zugerufen: „Sei guten Muts, mein teures Kind, sei guten Muts, schreibe mir allzeit, wenn du etwas brauchst; ich werde mehr für dich tun, als ich bisher je für dich getan habe — und während der langen ermüdenden Reise schreibe mir Tag für Tag, damit ich weiß, wie jeder deiner Tage verlaufen ist.“

Er war sehr gerührt, der Papst Alexander. In dieser dämonischen Seele lebte eine menschliche Regung: die Liebe für die Seinen. Wie oft er auch Lucrezia nur als Köder angesehen, wie gewissenlos er sie auch als Spielball benutzt haben mochte, dennoch hatte er sie lieb mit einer echten, ursprünglichen, unermesslichen Liebe. Neben seinen eigenen politischen Zwecken dachte er insbesondere an ihre Stellung. Und „Stellung“ war für ihn gleichbedeutend mit „Glück“. Nun sollte es sich vollenden: Lucrezia zog als Braut zu dem Erbprinzen eines der vornehmsten italienischen Fürstenhäuser, zog dem Thron entgegen.

Dem Papst Alexander, dem dämonischen Borgia, wurden die Augen feucht. Und er eilte von Balkon

zu Balkon, um Lucrezia noch einmal zuzuwinken, bis er sie nicht mehr sehen konnte.

Es war ein kalter Tag, und der Wind blies scharf über die Berge einher. Lucrezia, die zu Pferde saß, erwiderte winkend den Grufß des Vaters . . . sie ritt auf einem weißen, goldgezüumten Zelter und trug ein mit Hermelin umsäumtes Reifegewand aus schwerer roter Seide und einen großen Hut mit roten Federn; das blonde Haar hielt ein dichtes Netz aus Golddraht gefangen. Die Reife einer fürstlichen Braut zu ihrem Bräutigam war eine Zeremonie, ein Schaugepränge, das diesmal länger als einen ganzen Monat wahren sollte.

Um Lucrezia ritten in vollem Staat die Prinzen von Ferrara und der Kardinal Cosenza, ihr Beichtvater und Vertrauter; der ganze Zug zählte mehr denn tausend Personen. Alle Kardinäle geleiteten Lucrezia bis an die Porta del Popolo. Der Gonfaloniere, Cesare, der Kardinal Ippolito d'Este, der Magistrat von Rom — sie alle ritten mit bis an die Ponte Molle, nahmen dort Abschied, kehrten dann zurück. Und das Brautgeleite zog im Schritt weiter durch den scharfen Wind. Mit den Narren, den Edelfrauen, den Kavalieren, alle zu Pferde und allesamt mit hellfarbigen Gewändern und mit wehenden Federn angetan, war es eine fast unwirkliche Galaeskorte, die sich da mühselig und umständlich fortbewegte und länger denn dreißig Tage sich so fortbewegen sollte. Hestig fuhr der Wind durch die Federn, ein paar verirrte Regentropfen ließen Flecken zurück auf der Seide und dem Samt der Gewänder. Sänsten standen für die Frauen zur Verfügung, doch wollten diese nur bei Platzregen vom

Pferde steigen — und das Brautgeleite zog langsam, feierlich, vielfarbig, inmitten der schwerbewaffneten Reiter der Eskorte trappelnd weiter seines Weges. Banner und Wimpel flatterten. Hundertfünfzig Maultiere waren vor die Wagen gespannt, die alle Kisten und Truhen der Braut trugen. Die Bauern eilten herbei, um dem Schauspiel zuzuschauen, und wußten kaum, wer da so vorüberzog.

In Castelnovo wurde am ersten Tage haltgemacht und genächtigt. Um die Orte, in denen der Zug übernachtete, nicht allzu schwer zu belasten — denn sie waren zur Unterbringung des Gefolges verpflichtet —, rückten einige Abteilungen des Gefolges in entlegene Orte. Ein päpstlicher Brief, der überallhin geschickt worden war, lautete also: „Geliebte Söhne. Unsern Gruß zuvor und apostolischen Segen! Wir wünschen und befehlen, daß aus Anlaß der Reise unserer in Christo geliebten Tochter, der edlen Frau, Herzogin Lucrezia di Borgia, die sich mit einem starken Geleit zu ihrem Gemahl, unserm geliebten Sohne, dem edlen Alfonso di Ferrara, begibt, zweihundert Reiter ihres Gefolges aufgenommen und mit allen Ehren bewirtet werden, so Ihr unsere Gnade Euch erhalten, so Ihr unsere Ungnade vermeiden wollt.

Gegeben zu Rom, Sanct Peter, unter dem Siegel des Fischerringes.

Dezember 1501.“

An den folgenden Tagen wurde in Narni, Terni, Spoleto haltgemacht. Am sechsten Tage erreichte der Zug Foligno. Lucrezia und ihre Hofdamen und Kammerfrauen fühlten sich so abgespannt, daß sie sowohl zu Spoleto wie auch zu Foligno einen ganzen

Tag rasteten. Es wurde sogleich an den Papst sowohl wie auch an Ferrara die Botschaft gesandt, die Braut würde nicht eher als am zweiten oder dritten Februar Ferrara erreichen können.

Hatte Lucrezia gerastet, und hatte sie sich das Haar waschen lassen, so zog der Brautzug feierlich, Schritt um Schritt, weiter, auf dem weißbestäubten Wege, bald von einem Regenschauer, dann wieder von einem scharfen Winde überrascht; und immer blieb dieser unwahrscheinliche Prunk, diese seltsame Parade einer Märchenprinzessin, die anzuschauen alle Bauern herbeieilten.

Und an jedem Abend, in jeder Ortschaft gab es den nämlichen Triumphwagen mit Allegorien, die Ansprachen und festlichen Veranstaltungen auf dem Marktplatz. Lucrezia wurde in Versen verherrlicht, an Schönheit über die Venus, an Keuschheit über die römische Lucrezia gestellt — und dann waren die Obersten der Stadt, festlich angetan mit langen rotseidenen Mänteln, der Braut beim Absteigen behilflich und führten sie in ihre Paläste.

So von Stadt zu Stadt ziehend, erreichte das Brautgeleite am achtzehnten Januar Urbino, und der Herzog Guidobaldo und die Herzogin hießen Lucrezia willkommen. Die Begegnung mit diesem hochmütigen Paar hatte sie ein wenig gescheut; aber sie wußte es nicht nur durch ihre unvergleichliche Anmut für sich zu gewinnen, sondern auch aus politischen Gründen kamen jene der Lucrezia sehr entgegen, in der Meinung, daß sie durch einen liebevollen Empfang ihren wankenden Thron befestigen könnten. Die bejahrte Herzogin nahm an Lucrezias Seite in der französischen Sänfte Platz, die der Papst Alexander seiner Tochter mit der

Absicht geschenkt hatte, daß die Herzogin von Urbino darin an der Seite seiner Tochter mit nach Ferrara reisen solle.

Nun ging es nach Pesaro, und der Weg war beschwerlich. Am Abend langte der Zug in der Stadt an; erschöpft waren die Männer sowohl wie die Frauen und Tiere; Wind und Regen hatten ihnen hart zugesetzt. Lucrezia selber war in schwermütigster Stimmung, deren sie nicht Herr werden konnte. Pesaro . . . Hier hatte sie mit ihrem ersten Gemahl Giovanni Sforza das erste ruhige Jahr verlebt! Und nun gehörte diese Stadt ihrem Bruder Cesare. Er hatte Befehl erteilt, sie feierlich zu empfangen. Hundert Kinder, in seinen Wappenfarben weiß und rot geschmückt, kamen ihr mit Olivenzweigen in der Hand am Stadttor entgegen und riefen: „Duca, Herzogin Lucrezia, Lucrezia!“

Mit der Herzogin von Urbino stieg sie vor ihrem einstigen Palaste aus. Die nämlichen Edelfrauen von Pesaro, die dereinst ihre Hofdamen gewesen waren, begrüßten sie und freuten sich, sie wiederzusehen, denn alle hatten sie lieb. Und sie warf sich ihnen in die Arme und schluchzte.

An jenem Abend und am ganzen folgenden Tage blieb sie unsichtbar in ihrem Zimmer eingeschlossen. Sie gestattete, daß ihre Damen mit den Edlen von Pesaro einen Abendtanz veranstalteten, sie selber indessen erschien nicht. Abgesehen davon, daß sie durch diese endlose, endlose Reise, diese ewige Gala, dieses unablässige Paradiereen völlig erschöpft war, überfiel sie eine unüberwindliche Schwermut. Nachdem man ihr das Haar gewaschen — sie litt an heftigen Kopfschmerzen, wenn sie sich nicht wieder und wieder das

schwere Blondhaar lösen und der ganzen umständlichen Behandlung unterziehen ließ, die diese Prozedur erforderte — ruhte sie in ihren Kissen und starrte vor sich hin. Sie kannte diesen Raum: die Fresken, die Schnitzereien an Fenstern und Türen, der marmorne Kamin, ja sogar die Wandbehänge waren die gleichen. Hier hatte sie mit Giovanni gelebt, hatte ihn liebgehabt. Sie selber hatte diese Ruhe zerstört, weil ihr die Zeit lang wurde. Und dann hatte Alexander sie gezwungen, plötzlich nach Rom zurückzukehren, während Giovanni vor Neapel kämpfte, und sie war ihres Vaters Willen gefolgt — um ihrer eigenen nervösen Unruhe willen hatte sie ihm gern Gehör gegeben — und dann war der häßliche Prozeß gekommen.

Aus dem Tanzsaal drang, während sie beim Schein zweier hoher Wachskerzen in vergoldeten Leuchtern grübelnd saß, der Klang leichter, zierlicher Tanzweisen zu ihr herüber: eine Melodie von Saiteninstrumenten.

Sie saß allein in ihrem weißen Nachtgewand, dessen Ärmel mit Goldspitzen umsäumt waren, und hatte einen weiten mit Hermelin gefütterten Mantel aus rotem Samt umgeschlagen, und sie hielt die kalten weißen Hände der matten Flamme entgegen, die über einem langsam verkohlenden Baumstumpf züngelte. Ihr langes blondes Haar war gelöst, und immer wieder fühlte sie, ob es noch nicht trocken sei. In ihren großen starren Augen schimmerte das Weiß gleich Perlen, und aus der kleinen wie goldenen Pupille blickte jetzt eine süße, flehende Trübsal. Um sie lagerten die Schatten des Raumes und die Schatten ihrer eigenen Melancholie; auf dem roten Samt und dem blonden Haar lag der matte Schim-

mer der Kerzen und der Widerschein des Kaminfeuers. Und so saß sie unbeweglich da und hielt die kalten Hände den brennenden Scheiten entgegen, und durch die stille Nacht klang die Tanzmusik der Fiedler noch lustiger herüber, und ihr war sehr bange und traurig zumute und sie fühlte sich gar sehr verlassen.

Sie war nun zwanzig Jahre alt — war noch ein Kind, ein Kind, das manchmal nicht wußte, wonach es sich sehnte und wen es lieb hatte. Alfonso . . . den hatte sie geliebt, innig geliebt . . . Ihr neuer Gemahl hieß jetzt gleichfalls Alfonso. Finster, schweigsam, rauh, barsch sollte dieser Este sein. Sie hatte ihn einmal in Rom gesehen, als er mit einer Gesandtschaft aus Ferrara gekommen war. Viele Jahre war das her — sie war damals kaum zwölf Jahre alt gewesen . . . und sie erinnerte sich nicht mehr recht daran. Sie hatte seiner nicht geachtet. Niemals war es ihr in den Sinn gekommen, daß dieser junge Prinz von Ferrara dereinst . . .

Wie würde er sie empfangen, die Bastardtochter des Borgia? Wie würden sie alle sie empfangen: ihr Schwiegervater Ercole, die stolze Schwester, die Markgräfin von Mantua? Würde sie die ebenso für sich gewinnen können, wie sie auch den Kardinal Ippolito und Don Ferrante und Don Sigismondo für sich gewonnen hatte? Oder?

Ihr war bange, ihr war sehr bange. Oft schien es ihr, als sei sie schon alt, weil sie sich an so vieles erinnerte, an zu vieles vielleicht. Und oft schien es ihr wieder, als sei sie noch ein von allen verlassenes Kind. Hier in diesem Gemach schien es ihr, als träume sie, seit sie hierher zurückgekehrt war, oder

als habe sie in früheren Jahren geträumt, geträumt von Giovanni Sforza und Alfonso von Arragon. Sie wußte, daß Alfonso ermordet war, daß Giovanni Rache brütend in Mantua weilte. Würde er kommen, ihre Hochzeit in Ferrara zu stören?

Nein, nein, sie waren mächtig, die Estes. Indessen: diese Heirat war ihnen durch den König von Frankreich und ihren Vater, den Papst, aufgedrängt. Oh, wenn sie sie kühl empfingen. Wenn sie ihr einen entlegenen Palast anwiesen, den sie bewohnen sollte — wenn sie sie als Eindringling betrachteten, sie vielleicht gar heimlich folterten, in den Kerker warfen. Wer weiß? Doch das würden sie nicht wagen, die Estes. Denn war nicht der Papst ihr Vater? Würde er sie nicht zu schützen wissen? Ach, wenn sie doch alle für sich zu gewinnen vermöchte, jenen stolzen Herzog Ercole, ihren finsternen Gemahl Alfonso und alle, alle... Sie konnte nicht in Haß und Dürster leben, einer Blume gleich brauchte sie Luft, Licht, Sonnenschein; ihre Jugend sehnte sich nach Freude, ihr Herz wollte Liebe, ihre Sinne verlangten nach Farben, Musik, Schönheit, Frohsinn und Leidenschaft. Wohl konnte sie sich jetzt einmal in Einsamkeit und Schwermut zurückziehen — allein das würde nicht lange währen. Sie kannte ihren Wankelmuth — und dann würde sie sich wieder nach dem sehnen, was ihr jetzt lästig schien: nach Prunk, weltlicher Pracht, Tanz und Freude.

Und in Rom war ihre Mutter Vanozza zurückgeblieben und ihr Kind Rodrigo. Würde sie beide jemals wiedersehen? Und ihren Vater? Lieb hatte sie ihn, und es war ja auch nicht möglich, einen nicht liebzuhaben, der sein Kind so liebte, wie er sie. Aber

war er nicht Papst, Priester — und zugleich . . . ihr Vater? . . . Und Cesare . . .

Ach, im Grunde genommen — dessen ward sie sich erst jetzt bewußt — war sie froh, aus Rom fort zu sein, fern der Macht jener beiden und ihrer Zärtlichkeit, froh, der Zukunft entgegenzugehen, und ihrem neuen Gemahl, Ferrara.

Wenn nur die Zukunft Erbarmen mit ihr hätte, ihr günstig wäre! Sie würde ihn schon für sich zu gewinnen wissen. Bezauberte sie nicht einen jeden, und sogar ohne es zu wollen, ohne es zu wissen? Wie sollte sie da nicht um so mehr bezaubern, wenn sie es wünschte und wollte?

Eine neue Energie erwachte in ihr. Sie hatte sich aus ihren Kissen aufgerichtet und sah sich plötzlich selber in Lebensgröße. Hinter ihr war ein großer Spiegel. Und sie sah sich in ihrem weichen, faltigen, wunderfeinen Linnen mit der Goldspitze über den schlanken Armen, sie sah sich in dem hermelinumsäumten roten Samtmantel, und sie sah ihr weißes Antlitz, das so blumenzart war, sah, wie ihr Haar strahlte gleich dem Innersten einer Blume. Anfangs erschrak sie . . . dann trat sie näher . . . und dann lächelte sie . . . und flüsterte . . . „Wie schön bin ich, wie schön.“

Und sie seufzte tief auf. In ihrer Seele war jetzt ein leises Bedauern darüber, daß sie nicht dort mit den Herren und Edelfrauen mit tanzte. Immerfort hörte sie die Geigen. Allein nun war es zu spät.

Dann ließ sie, weil die Einsamkeit allzu schwer auf ihr lastete, die silberne Glocke ertönen, um ihre Frauen zu sich zu entbieten und sich zur Ruhe zu begeben.

Neuntes Kapitel.

Cesare, der jetzt Herzog von Romagna war, hatte allüberall Befehl gegeben, daß im Bereich seines ganzen Gebietes die Schlüssel der Städte Lucrezia darzubieten wären. Und Ansprache folgte auf Ansprache, Zeremonie auf Zeremonie. Rimini, Cenesa, Forli waren jetzt die Orte, durch die das Brautgeleite zog.

Und ihr Einzug war stets eine Parade, eine nie endende Gala, vor den Tribünen, die für die Edelfrauen errichtet waren, die ihr ein Willkommen zuwinkten, indes der Oberste der Stadt Huldigungsgeschenke darbot, die zumeist und vornehmlich in Zuckerwerk und Wachskerzen bestanden. Von Forli ab umgab ein noch stärkeres Geleit den Brautzug: tausend Mann Fußvolk, hundertfünfzig Reiter hieß Cesares Statthalter, Don Ramino d'Orco, zu dem ohnedies bereits personenreichen Zuge stoßen, da er die Räuberbanden des Banditen Giambattista Carraro fürchtete.

Lucrezia aber und dem Herzog von Urbino wurde mitgeteilt, dieses Geleite bedeute nur eine Huldigung mehr, die Romagna der Schwester des Herzogs Cesare darbrachte. Nun kamen Faenza, Imola, Kastell Bolognese. Bei Bologna kamen alle Bentivoglios der Schwester Cesares entgegen. Ginevra Bentivoglio war des Giovanni Sforza Tante, allein mit allergrößter Courtoisie empfing die hochmütige Frau die zukünftige Erbprinzessin von Ferrara, und es gab Bankette und Tanzfeste.

So war der 30. Januar herangekommen, und es war bestimmt, daß die Braut von Bologna aus ihre

Reise den Kanal entlang zu Schiffe fortsetzen solle. Es war eine neblig-kalte Nacht, und spät traf Lucrezia auf dem Kastell Bentivoglio, zwanzig Meilen von Ferrara, ein. Auf beiden Ufern des Kanals zog die gewaltig große Reiterschar dem Kastell entgegen und geleitete so das Fahrzeug, das die Braut trug. Lucrezia stieg aus, mit ihr die Herzogin von Urbino. Und der Schloßvogt begrüßte sie.

Als Lucrezia von den Prinzen von Este Abschied nehmen wollte, um sich in ihre Kemenate zurückzuziehen, erblickte sie im Hintergrunde des Saales einen großen maskierten Mann in einem schwarzen Mantel. Die Prinzen antworteten ihr nicht auf ihre erstaunte und ängstliche Frage, verneigten sich nur tief und zogen sich lächelnd zurück.

Ihr Herz klopfte vor Angst. Was hatte dies zu bedeuten? Wer war dieser Mann, der sich nun aus dem schwarzen Mantel hüllte, die Maske abnahm?

„Vergebt mir,“ sprach er und kniete vor ihr nieder. „Vergebt mir, meine Braut und Herzogin! Ich bin unerkannt und ungemeldet aus Ferrara gekommen, um Euch, Madonna, zu sehen und zu grüßen, bevor ich Euch an den Thoren Ferraras als meine Gemahlin empfangen werde, die ich in das Haus meiner Väter führen soll.“

„Seid Ihr Alfonso d'Este, mein Bräutigam?“ fragte Lucrezia überrascht.

„Ich bin Alfonso,“ antwortete er, während sie ihm die Hand reichte, um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein. „Ich bin gekommen, um die, die meine Frau sein wird, kennenzulernen, bevor ich sie zwischen flatternden Bannern und froher Musik willkommen

heiße, inmitten all der Meinen, die nun auch die
Ihren sein werden.“

„Mein Herr Bräutigam, hochgerühmter Herzog,“
sprach Lucrezia bewegt; „es war ein sehr freundlicher
Gedanke Eurer Hoheit, mir in dieses Kastell entgegen-
zukommen. Ich empfinde es als ein großes Glück,
Euch hier zu sehen und zu begrüßen, bevor ich meine
Hand inmitten aller Feierlichkeiten und alles Hoch-
zeitsgepränges in die Eure lege. Ihr also seid ...
Alfonso?“

„Ich bin Alfonso,“ antwortete er ruhig.

Er war groß, dunkel und sah ein wenig barsch und
streng aus, seine etwas stehenden Augen waren von
schweren Lidern beschattet; sein schwarzes Haar war
kurz gehalten, sein kurzer schwarzer Bart nach der
üblichen spanischen Mode geschnitten. Gebräunt sah
er aus und sehr männlich; in seiner höfischen Art lag
ein wenig Steifheit wie bei einem Kriegsmann, dem
es schwerfällt, sich liebenswürdig zu zeigen; dennoch
lächelte er, als er wiederholte: „Ich bin Alfonso,
Euer Bräutigam.“

Sie gedachte ihres ersten Alfonso. Diesen Este
würde sie nimmermehr so lieben, wie sie den andern
Alfonso geliebt hatte, gleich einer Blume, gleich einer
Flamme. Dennoch gab es ihrem geängstigten Herzen
endlich etwas wie Ruhe, als sie ihm nun in die
strengen Augen schaute. Ihr war nicht mehr bange.
Und bezaubernd sprach sie, mit jener Stimme, deren
Klang allein schon verführte: „Entsinnt Ihr Euch,
mein Bräutigam, daß wir beide uns schon einmal ge-
sehen haben ... vor vielen Jahren?“

„Ja,“ antwortete er ruhig, „im Vatikan. Ich
kam als Abgesandter meines Vaters. Seine Heiligkeit

empfang mich mit hohen Ehren; Ihr, Madonna waret ein bildschönes Kind, blond wie ein Engel, und mit ganz großen Augen von wundersam schöner Farbe."

"Man hat zwar allzeit gesagt, daß meine Augen ‚seltsam schön‘ wären, allein Ihr werdet jenes junge Kind von dereinst nicht wiedererkennen in der Frau, die nun die Eure sein soll."

"Ich erkenne es," sagte er, und scherzend fuhr er fort: "Ihr also seid Madonna Lucrezia di Borgia, meine Braut?"

"Ich bin Lucrezia," antwortete sie mit sanfter Stimme.

Sie schauten einander lächelnd an. Er fand sie wundervoll, reizend, bezaubernd. Sie besaß eine Anmut und ein lebenswertes Wesen, das ganz eigen war, und eine seltsam natürliche, wie angeborene Vornehmheit hatte diese Bastardtochter der Borgia.

"Herzogin und geliebte Braut," sprach er, "ich bin von Herzen glücklich, Euch gesehen zu haben und Euch nun die Hand küssen und zu Euch sprechen zu dürfen. Auf baldiges Wiedersehen, vor Ferraras Thoren! Dieser Augenblick darf nicht länger währen. Wir sind Sklaven der höfischen Sitte. Was ich tat, darf man nicht einmal ahnen. Nur meine Brüder und Vettern wissen darum und erwarten mich draußen. Mein Roß steht noch gesattelt. Sogleich reite ich zurück. Lebet wohl und auf Wiedersehen."

Noch einmal küßte er ihr ritterlich die Hand und verneigte sich.

"Lebet wohl — und auf Wiedersehen," antwortete sie bewegt, "auf baldiges Wiedersehen, Alfonso."

"Auf baldiges Wiedersehen, Lucrezia."

„Auf Wiedersehen,“ wiederholte sie, „und nehmt meinen innigen Dank dafür, daß Ihr gekommen seid.“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er küßte sie beide, neigte sich und ging.

Sie atmete tief auf. Eine große, große Erleichterung war über sie gekommen. Ihr war, als könne sie nach vielen Wochen zum ersten Male wieder frei atmen.

Zehntes Kapitel.

Um die zweite Stunde des 2. Februar donnerten über Ferrara die Salutschüsse zu Ehren der Ankunft der Braut. Es war ein sonnengoldener, klarer, kalter Tag, und Tausende drängten sich am Wege entlang. In der vergangenen Nacht hatte die Braut in einem außerhalb gelegenen Palast bei Alberto d'Este, dem Bastardbruder Herzog Ercoles, geweiht. Und jetzt ritt das Brautgeleite über die Pobrücke in die Stadt hinein.

Fünfundsiebzig Bogenschützen zu Pferde, in den Farben der Este — rot und weiß — ritten voran, dann folgten achtzig Trompeter und ebenso viele Pfeifer; der ganze Adel von Ferrara kam zu Pferde hinterdrein, das Gefolge der Isabella von Mantua, der Schwester des Bräutigams, und das der Herzogin von Urbino: beide Fürstinnen weilten bereits im Schlosse, um dort die Braut willkommen zu heißen.

An der Seite seines Schwagers, Annibale Bentivoglio, zog nun der Bräutigam einher, Don Alfonso, umgeben von acht Edelknaben. Der dunkle, ernst und streng dreinschauende Prinz trug ein Wams aus scharlachrotem und schwarzem Samt; sein schwarzes

Rosß war mit scharlachfarbener Schabracke bedeckt. Unmittelbar hinter ihm kam Lucrezias Gefolge; Pagen, spanische Höflinge, fünf Bischöfe, Gesandte und Prinzen, die sie von Rom begleitet hatten, sechs Trommelschläger, zahlreiche Narren, dann Edelleute und Hofdamen, alle zierlich und gewandt zu Pferde, und endlich sie selber! Aller Blicke zog sie auf sich, wie sie unter einem Baldachin aus Purpur dahergeritten kam, den die Doktoren von Ferrara und die Meister der Kollegien der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneikunde und der Mathematik trugen. Ihr schneeweißer Zelter war mit purpurner Schabracke bedeckt, die über den Flanken geschlißt war. Stallmeister führten ihn. Sie selbst trug eine breitärmelige Camorra aus schwarzem Samt, die mit goldenem Fuche breit umsäumt war, über einer langärmeligen, mit Hermelin verzierten Sbernia aus Goldbrokat. Ihr langes blondes Märchenhaar hing lose über die Camorra, wie ein zweiter Mantel, und über dem Scheitel trug sie ein langes, zu beiden Seiten herabhängendes Netz, eine Lenza aus Diamanten, Rubinen, Smaragden, die wie Schleier aus Edelsteinen ihr liebliches Antlitz umrahmten. Diese Juwelen, die ihr von ihrem Schwiegervater dargeboten worden waren, blieben das Eigentum der Este ebenso wie die riesengroßen Rubinen und Perlen, die sich auf ihrer Brust reiheten und die einst die verstorbene Herzogin getragen hatte.

Vierzehn Galawagen folgten. Darin saßen die Ehrendamen der Lucrezia. Die mit Samt bedeckten Kisten und Truhen der Braut wurden von einem Schwarm von Dienern und Hellebardieren nachgetragen.

Die Kanonen donnerten ihr zu Ehren. Plötzlich, unter dem Turm von Kastell Tedaldo, scheute Lucrezias Zelter vor den Salutschüssen und bäumte sich — vergeblich versuchte sie sich im Sattel zu halten; sie glitt hinab und verstrickte sich in den weiten Falten ihrer Mantelschleppe.

Bevor sie sich noch dessen bewußt war, daß sie in die Arme ihrer Stallknechte geglitten, sah sie, als sie die Augen aufschlug, ihren Bräutigam Don Alfonso, der vor ihr stand. Lächelnd flüsterte sie: „Es ist nichts.“

Er wollte sie ein anderes Pferd besteigen lassen, sie aber sagte: „Nein, nein, ich fürchte mich nicht.“

Und zum zweiten Male bestieg sie ihren schnee-weißen Zelter. Laut jubelte man ihr zu. Und sie lächelte. Auf dem Platz vor dem Schlosse schmetterten ihr jetzt alle Trompeten, jubelten ihr alle Pfeifen ein Willkommen entgegen. Von neuem bäumte sich ihr Roß. Sie aber blieb im Sattel, indes die Stallknechte das Roß niederhielten. Sie grüßte ringsum und lächelte, und plötzlich gewahrte sie hier in Ferrara das, was sie auch in Rom stets bemerkt hatte, wenn sie bei feierlichem Anlaß sich zeigte und die Menge grüßte: daß alle lächelten, als seien sie bezaubert. Alle blickten sie an und lächelten; von den Tribünen, aus den Fenstern des Schlosses winkten alle ihr zu und lächelten; unzählige Gefangene, die in diesem Augenblick aus ihren Kerkern befreit waren, strömten ihr entgegen, jubelten: „Dank, Dank“ — und lächelten.

Und Lucrezia war sich dessen bewußt, daß sie alle lächelten, weil sie so reizvoll und anmutig war. Schon die liebliche Anmut ihrer Schönheit gewann ihr aller Herzen.

Alfonso stand jetzt vor ihr, um ihr aus dem Sattel zu helfen, und er sprach: „Lucrezia, auf dem mittleren Balkon des Schlosses steht meine Schwester Isabella.“

Bevor sie abstieg, wendete Lucrezia den Blick neugierig nach der Richtung, die Alfonso wies, und sie sah die Markgräfin von Mantua, die stolze Isabella Gonzaga, Alfonsos Schwester. Und sie sah, daß Isabella lächelte und ihr mit ihrem Spizentüchlein winkte.

Da winkte auch Lucrezia mit dem ihren, und durch beider Blick und Lächeln spann sich in diesem Augenblick der allererste Faden der Freundschaft zwischen diesen beiden Frauen an.

Lucrezia glitt von ihrem Zelter herab und neigte sich tief vor ihrem Schwiegervater, dem Herzog Ercole, und der Greis führte sie an seiner Hand in das Schloß hinein, während die Schüsse donnerten, die Kasse sich bäumten, die Banner flatterten und das Volk jubelnd ausrief: „Duca, Duca,“ und die befreiten Gefangenen um sie her auf die Knie fielen und immer wieder riefen „Dank, Dank,“ und die Hände zu ihr emporhoben und der Zug der Prinzen und Bischöfe und Edlen und Damen und Knappen durch die jetzt von strahlenden Lichtern hell erleuchtete weite Öffnung der großen Palastpforte zog.

Nachwort

Im Juli 1923 kam aus Holland die Kunde, daß Louis Couperus den Folgen einer Blutvergiftung erlegen war, und manchen, der in Deutschland zugleich mit dieser Nachricht ein paar Lebensdaten des so plötzlich dahingeschiedenen Dichters in den Blättern fand, wird es überrascht haben zu lesen, daß der Tod dem unermüdlischen Schaffen eines schon Sechzigjährigen das Ziel gesetzt hatte. Denn verhältnismäßig spät war sein Name deutschen Lesern bekannt geworden, und erst das letzte Jahrfünft hatte ihn — zugleich mit einer Fülle von Werken — bekannt gemacht und so die Versäumnis früherer Zeiten ausgeglichen.

Couperus gehört in die Reihe derer, die schon in den achtziger Jahren in der „Nieuwe Gids“ als dem (unserer „Freien Bühne“ Otto Brahm's und der daraus hervorgegangenen „Neuen Rundschau“ vergleichbaren) Organ der literarischen Jugend Hollands hervorgetreten waren. Indessen hatte er den Weg nach Deutschland noch nicht gefunden, als sich um die Jahrhundertwende das Interesse zuerst holländischen Dramatikern, dann aber auch Romanschriftstellern zukehrte. Heijermans († 1924), den 1901 das tendenziöse Schauspiel „Die Hoffnung auf Segen“ bekannt gemacht hatte, Multatuli, Frederik van Eeden und, viel zu wenig beachtet, A. de Witt mit ihren Leben und Zustände in Hollands Kolonien schildernden Skizzen waren längst übersetzt, als man von Couperus noch kaum viel mehr als den Namen kannte — denn die wenigen damals bereits übertragenen Werke hatten ihm nur in den allerengsten literarischen Kreisen Freunde erworben.

Es ist interessant genug, etwas von diesem Schaffen seiner Frühzeit kennenzulernen — etwa ein paar Novellen, die ihn als Schilderer von Seelenkonflikten zeigen, wie sie um gleiche Zeit auch in Deutschland als würdige Gegenstände künstlerischer Gestaltung galten. Nicht aus dem Grau des Alltags freilich nahm der junge Holländer ein paar Durchschnittstypen, um erkennen zu lassen, was das Schicksal vieler wäre und als solches die Beachtung der ihnen fernstehenden Kreise verdiente. Vielmehr suchte er sich außergewöhnliche Gestalten heraus, deren Seelenleben er aufdeckte. Die tragische Heldin der Novelle „Illusion“ betont selber, daß sie und ihr Gegenspieler „anders als andere“ sind, außerhalb des Üblichen, außerhalb jeder Konvention stehen. Und sind auch die Ausdrucksmittel nicht die unserer „konsequenten Naturalisten“, so sind doch die damit bemeisterten Stoffe erstaunlich modern: die Tragödie einer nur als Künstlerin, als eigengeartete Sonderpersönlichkeit verehrten, nicht als Weib geliebten und begehrten Dichterin nicht minder wie die Tragikomödie des auf besondere Sensation begierigen und dann im Ungewissen über Einbildung oder Wahrheit belassenen Schriftstellers, oder die (letzten Endes doch nur heiter anmutende) Übertrumpfung einer ränkelüsteren, ihre Verbannung nur schwer ertragenden entthronten Fürstin, für die in der Historie der Balkanländer wohl manches Vorbild zu finden wäre...

Indessen: nicht in solchen bis ins Jahr 1890 zurückreichenden, 1896 zuerst verdeutschten Dichtungen, von deren Art und Wesen schon ein paar Titel künden („Schicksal“ 1890, „Eftase“ 1892, „Weltfrieden“ 1895 u. a. m.), liegt das beschlossene, was Couperus groß und berühmt gemacht hat. Und auch noch nicht in den Werken seiner zweiten Periode. Wie nämlich in Deutschland dem Naturalismus sehr bald eine zu Symbol und Allegorie geneigte Richtung folgte — Hauptmanns „Versunkene Glocke“, Sudermanns „Drei Reihersfedern“ rasch danach! —, so vollzog sich auch bei Couperus

eine Wandlung: Mythologisches und Symbolisches war geeint in den Novellen „Psyche“ (1898, deutsch 1924) und „Fidessa“ (1899), in „Babel“ (1901, deutsch 1920) sowie im Roman von „Dionysos“ (1904, deutsch 1920) und in der Neuerzählung der zwölf Wunder-
taten des „Hera-kles“ (1913, deutsch 1923); und die letzten beiden weisen bereits jene aus gründlichstem Studium gewonnene und dabei so gar nicht „erarbeitet“ anmutende Beherrschung alles kulturhistorischen Details auf, dank deren die Werke der dritten Periode zu größten Erfolgen des Dichters wurden. Der historische Roman, seit 1905 Hauptgebiet seines Schaffens, machte seinen Namen auch mit einem Schlage in Deutschland berühmt. Der historische „Roman“, oder besser und zutreffender: die Kulturschilderung, die alle Zeiten und alle Länder umfaßt und zunächst zwei Bilder aus weitzurückliegenden Jahrhunderten vermittelte, deren deutsche Wiedergabe es — zu einer Zeit, in der historische Romane einigermaßen aus der Mode waren, weil wir selber größte Historie durchlebten — zu erstaunlich hohen Auflageziffern brachte. Soll man — mit Couperus selber — den Grund vornehmlich darin suchen, daß alle Welt sich von novellistisch gefärbten Kriegsberichten fortsehnte und begierig nach allem griff, was nach Zeit und Ort nichts mit dem grausigen Gegenwartsgeschehen zu tun hatte? Vielleicht: dann gehört aber doch immer noch die Meisterschaft eines reifen Könners dazu, um durch seitenreiche dicke Bücher des Lesers Teilnahme in gleicher Anspannung zu erhalten, wie das in den beiden Bänden „Heliogabal“ (1905/6, deutsch 1917) und „Die Komödianten“ (1917, deutsch 1919) geschieht. Denn nicht nur inhaltliches — und dabei keineswegs immer rein sachliches — Interesse an den Schilderungen Roms in seiner Verfallzeit vermag die Aufnahme zu erklären, die etwa die Darstellung einer zum Untergehen reifen, übersättigten und nur durch ausgeflügelte Tollheiten noch aus ihrer Erschlaffung aufzurüttelnden Gesellschaft fand. Es bedarf einer höchstgesteigerten Er-

zählerkunst, um den vergötterten und verachteten, geliebten und geschmähten, endlich ermordeten Kaiserknaben Bassianus-Heliogabal und all die Personen seiner Umgebung, die ihn vorschoben und ihm schmeicheln, um nur ihrer eigenen Ehrsucht oder Lust zu dienen, nicht nur lebendig werden zu lassen, sondern ihnen obendrein auch noch Anteil zu sichern.

Und weit stärker noch als dieses Buch vermag das andere zu fesseln: die „Komödianten“, ein Kulturbild ohnegleichen, das den Leser nicht losläßt, der im Verfolgen der Erlebnisse zweier Komödiantenknaben so Fragen ihrer Kunstübung theoretisch erörtern hört und praktisch erproben sieht, wie er in die soziale Lage des Schauspielersstandes, in das Leben und Treiben der mit ihm in Berührung kommenden niederen Kreise und in die geistige Sphäre der vornehmen Gesellschaft Einblicke gewinnt. Sie lehren ihn, hinter der glänzenden Außenseite verborgene Sorgen zu erkennen; sie lassen ihn empfinden, wie über allem Eigenleben der finstere Despot auf dem Kaiserthron seinen allzeit drohenden Zwang walten läßt, und wie Rom erst recht aufzuatmen vermag, als Meuchelmord dem Dasein des seiner Sinne nicht mehr mächtigen Domitianus ein Ende setzt. Rom, sonst vielen ein leeres Wort, das Geschichtsstunden der Schulzeit mit Namen, Zahlen, Thaten in Verbindung brachte, aber nicht anschaulich werden ließen: Rom wird erschaut in seiner Bedeutung als von buntem Leben wimmelnde Haupt- und Sammelstätte aller Leute, aller Bewegungen, aller Anregungen der ganzen Welt. Und das antike Theaterwesen wird lebendig und zeigt Seiten, die den meisten bis dahin fremd und verschlossen gewesen. Daß sich neben jenem im amphitheatralisch aufsteigenden Rundbau für Tausende von Zuschauern gebotenen stilisierenden Spiel der auf hohem Kothurn einherschreitenden, eigene Figur zum „Niesenmaß der Leiber“ erhöhenden, eigenes Gesicht hinter einer Maske mit schallverstärkender Vorrichtung im weitgeöffneten Mundausschnitt verbergenden Tragöden

auch schon frühzeitig genug „realistische“ Darstellung breit machte; daß die Leute viel mehr Freude an naturgetreuester Wiedergabe des Alltäglichen und an steter Wiederkehr charakteristischer Typen — des Quacksalbers, des Kochs, des allzeit gefräßigen Dieners, des Trunkenen e tutti quanti — hatten, und daß die aus bescheidensten Anfängen immer weiter und umfänglicher entwickelten Mimenspiele sich schließlich auch jene großen Theater eroberten, die nun mit allem technischen Raffinement ausgestattet wurden: das wußten nur die wenigen, die etwa die tiefgründigen Mimusforschungen des Berliner Universitätsprofessors Dr. Hermann Reich*) kannten. Nun erfahren es die anderen aus der Schilderung des Holländers, in der nichts Phantasiegebilde des Autors ist, vielmehr jedes einzelne genau belegt werden kann. Aber kaum einer unter den Lesern der „Komödianten“ wird nach solcher Beweisführung Begehr tragen; sie alle werden von der Schilderung selber hingerissen sein, die auch in der Form vollendet ist. Wer nur das Eingangskapitel liest, muß gestehen, daß es in Aufbau und Durcharbeitung seinesgleichen sucht: so meisterlich ist das Leben und Treiben in der Vorstadtkneipe des Ägypters Nilus geschildert, so charakteristisch die Fülle der Personen auseinandergehalten, so fein das Hineinbeziehen der Vorgänge draußen, und so kunstvoll schließlich der Ausklang geglückt — dieses Steigern zu einem Höhepunkt, und dann allmähliches Verebben bis zur völligen Stille der Nacht, die sich über Straße und Schenke senkt . . .

Zugleich mit den „Komödianten“ erschien ein Roman, der noch Jahrhunderte weit über das Rom der Kaiserzeit zurückführt und von menschlichem Hochmut kündet, wie ein anderthalb Jahrzehnte früher entstandenes und schon genanntes Werk. 1901 hatte Couperus gezeigt, wohin es führt, wenn Menschenwollen es bis an die Sterne weit zu bringen trachtet, wenn Jahrhunderte altes Streben

*) Der Mimus. Ein literar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Zwei Bände. Berlin, Weidmann, 1903.

immer wieder erneuert, wenn das Sehnen weniger mit Qual und Unglück unendlicher Massen erfüllt werden soll, wenn der Turmbau zu Babel weitergeht, bis wieder einmal Götterwille dem Menschevolk die Grenze weist. Wundervoll gelang es dem Dichter, eine gewaltige und so neue wie überzeugend-überwältigende Vorstellung des Riesenwerkes zu schaffen. Aber mit allem, was er an Geheimnisvollem hineinlegte, verlor er sich, noch weit entfernt von der klaren Anschaulichkeit seiner späteren Schilderungen, in eine Symbolik, deren Verstehen nicht immer restlos glückt. Nun brachte das Jahr, in dem „Babel“ in deutscher Übertragung herauskam (1920), als Variante des gleichen Motivs den „Xerxes“ (entstanden 1917).

Beschluß und Vorbereitung seines Zuges nach Griechenland, auf Verrat gestütztes Siegereglück in den Thermopylen und Niederlagen bei Salamis und Plataäa geben die historischen Grundlagen. Was hinter den Geschehnissen steht, kündigt der Untertitel: der Hochmut des Weltcroberers, dem nichts widerstehen soll, der auch über Götter- und Schicksalswalten triumphieren möchte und dem selbstbeschworenen Verhängnis nicht zu entrinnen vermag. Eigenartig, wie dabei Parallelen zur jüngsten Vergangenheit sich aufdrängen. Den Zufallssiegern vergleiche ich die Perser: möge sich dem allen Gewalten zum Trotz sich erhaltenden Griechenvolk ein neues, seiner edelsten Güter und höchsten Werte wieder sicheres Deutschland vergleichen lassen!

Um des inhaltlichen Zusammenhangs willen nenne ich — um Einhaltung chronologischer Folge der Werke ohnedies nicht bemüht — nun den Alexanderroman „Iskander“ aus dem Jahre 1920 (deutsch eben, 1925, erschienen in der schönen Roman-Reihe des Verlags Philipp Reclam jun.). Bringt doch diese reife Gabe des holländischen Dichters so etwas wie eine Fortsetzung des „Xerxes“: Rache für alle den Griechen von Persern jemals zugefügte Schmach will der junge Mazedonierfürst als Verweser gemeinsamer griechischer Sache nehmen. Und wie er gegen Dareios zu

Felde zieht, in Verfolgung des nie entscheidend Überwundenen immer tiefer und tiefer in sein Weltreich einbringt, wie die Lust am Erobern ihn weiter und weiter treibt und allen Vernunftvorstellungen unzugänglich macht, wie der Hochmut ihn packt und das Orakel des Jupiter-Ammon ihn zum Göttersohne werden lassen muß, dessen jähes Ende dann nach allem Glanz und aller Größe um so kläglich ist: das zeigt dieser Roman. Aber nicht dieses äußere Geschehen ist ihm Hauptzweck, sondern er will schildern, was in der Seele dieses Griechenhelden vorgeht, wie er dazu kommt, sich als Sieger doch am Ende besiegt zu fühlen — besiegt von den geheimnisvollen Wundern eines ihm wesensfremden Volkes, erliegend der seltsamen Atmosphäre, die ihn umgibt, den Einflüssen einer fremden, uralten, aufs höchste verfeinerten Kultur, denen seine Kraft nicht gewachsen ist, sobald sie der Wille nicht mehr regiert. Und wie vollends die bezaubernde Eigenart persischer Frauen ihn bezwingt und seinen Landsleuten immer fremder werden läßt, seinen Freunden immer mehr entzieht . . . wie er unversehens persische Art annimmt und, Tyrannenfeind und Tyrannenverfolger, selber zum Tyrannen ihres Schlages wird, dem das Nächste nicht mehr heilig ist, wenn ihn der Rauch des Blutes mit dem Rauch des gewürzten Weines überkommt . . . wie er zum Opfer des seinen König rächenden Eunuchen Bagoas ersehen ist und schließlich diesem ärgsten Feind nicht mehr Gegenstand des Hasses, sondern des tiefsten Mitleids ist. Und es gelingt Couperus, Seelenregungen bloßzulegen, die dem Auge des Tatsachen berichtenden Chronisten entgehen mußten, dabei für seinen Helden trotz allem jenes tiefste, aus Furcht und Mitleid im Sinne der Tragödie gemischte Mitfühlen wachzurufen, in dessen Dasein des Lesers tiefste Anerkennung dichterischer Gewalt und Leistung liegt. — Wundervoll auch die Wandlung im Herzen des Gegenspielers, der sich auf die Dauer dem von Alexander ausgehenden Reiz so wenig zu entziehen vermag wie die Frauen. Hier ist feinste psychologische Vertiefung dem

Dichter gelungen, dessen Werk in einer alle Feinheiten des Originals nachschaffenden Übertragung dem deutschen Leserkreise vermittelt wird und, wiederum, von der ersten bis zur letzten Seite den nicht mehr losläßt, den es gleich mit einer fesselnden Expositionsszene in medias res geführt hat.

Es ist immer der gleiche Eindruck: Couperus vermag altbekannten Dingen eine Form zu geben, mit der er anzieht und zu innerer Teilnahme zwingt — gleichviel, welchen Stoff er sich wählt. Ich nannte seinen „Herakles“: nun, keinen Augenblick erlahmt das Interesse auch an diesem von Heras Haß verfolgten Helden, der von schwerem zu immer schwererem Werk, zum erhofften und dann wieder vereitelten Ende seiner Leiden, durch neue Aufgaben hindurch bis zu dem Augenblick verfolgt wird, in dem schrecklichstes Verhängnis sich erfüllt und das unglückselige Geschenk der frohe Heimkehr des Gemahls ersiehenden Gattin ihm Todesqual vor endlicher Erlösung durch die Himmlischen schafft. Unendlich vielseitig dabei die Art, wie bald ein Abenteuer vom Anfang bis zum Ende vorgeführt, bald nur aus den Vorbereitungen oder aus dem Erfolg erkennbar gemacht, bald rasch gestreift, bald in allem Grausen miterlebt wird.

Überraschend dann manches Zwischenspiel, darin Couperus einmal ganz andere Wege wandelt: so im „Verliebten Esel“ (1918, deutsch 1920), einer entzückenden Mär voll unwahrscheinlichster Unwahrscheinlichkeit, die er dem „Goldenen Esel“ des Apulejus entlehnt hat. Was dem lateinischen Schriftsteller im zweiten nachchristlichen Jahrhundert als ein Meisterwurf gelang, den Herder schon nicht genug zu rühmen wußte, gestaltet sich unter der Hand des Holländers zu einer ebenso ergötlichen wie lehrreichen Geschichte. Autobiographischen Bericht erstattet der allzeit verliebte Kaufmannssohn Charmides von seinen Abenteuern auf einer Reise nach dem verrufenen Herenlande Thessalien. Tollem Zauberpfuß verfällt er, als er der Begehrlichkeit einer liebes-

tollen Harpye entronnen ist, die sich nächstens an einem Dreiweg auf ihn stürzt: sobald er fürder sein Auge begehrend zu einer schönen Frau erhebt, wird er in Eselsgestalt gewandelt, und gelingt ihm gleich zweimal seine Rückverwandlung, so muß er beim drittenmal, als er die reizende Charis erblickt, in Liebe zu ihr entbrennt und wiederum den Fluch der Harpye an sich wirksam werden sieht, einen langen Leidensweg zurücklegen, bis er wunderbarerweise gerade als Esel die innigste Gegenliebe der von einem abgewiesenen Bewerber gleichfalls Verzauberten gewinnt. Ihr verlobt, mit ihr entflohen, unter Räuber gefallen, dem Zauberer Chersonesus und der Charmides begehrenden circehaften Meroë ausgeliefert, ihrer Macht wieder entronnen, erleben die Verliebten Wunder über Wunder, bis die Stunde der Erlösung schlägt und sie zu glücklichstem Liebesbunde zusammenfügt.

Etwas von den Humoren dieser Erzählung ist auch der „*Aphrodite*“ eigen (1911, deutsch 1920), wieder einer Liebesgeschichte, deren Inhalt rasch genug hererzählt ist. Wie der junge Römer Lucius die schöne Iulia lange nicht vergessen kann, die ihm entführt scheint und sich doch selber nur zu gern hat entführen lassen, weil ein brutaler Matrose ihr ein besserer Liebhaber dünkte als der feine Ästhet mit seinem oft unbequemen Begehren; wie er Ablenkung auf einer Reise nach Ägypten suchen soll und dabei doch nur jede Gelegenheit nützt, dem Verbleib der Verschollenen bei Weisen und Priestern nachzuforschen, wie er endlich geheilt wird und trotz äußeren Mißgeschicks — Tiberius beschlagnahmt all seinen Besitz — neue Liebe, neues Leben findet und in der Sängerin der Aphrodite-Hymne, der liebreizenden Griechin Kora, eine treue Gefährtin gewinnt: das ist gewiß nicht sonderlich neu und überwältigend. Aber wie es erzählt ist, wie sich immer wieder Kulturbetrachtungen darein verweben, denen doch nichts, aber auch gar nichts Aufdringlich-Beliehrendes anhaftet, wie alles Seltsame, Wunderliche und dabei bis auf den heutigen Tag so vielfach Gleich-

gebliebene vergangener Zeiten zu wirklichem Leben erweckt ist: das ist der besondere Reiz dieser anmutigen Geschichte, die als ein Brosämlein von des Dichters reichem Tische fiel.

Humoriges ganz eigener Art bildet nun auch den besonderen Reiz eines Romans, der in andere Zeiten und zu anderen Völkern hinüberleitet. 1918 entstand „Das schwebende Schachbrett“ (Verdeutschung 1921): darin wird König Artus vor uns lebendig und seine Tafelrunde und die Zeit, in der es an wunderbaren Begebenheiten nicht mangelte. Lenker aller Begebenheiten aber ist Merlin, der Zaubergewaltige, das Urbild des modernen Erfinders: Merlin, der in Windeseile auf einem summenenden Wundervogel aus Stahl und Seide durch die Lüfte herangesaust kommt; Merlin, dessen Burg nicht Wall noch Graben schützen, sondern Rosenhecken, in denen geheimnisvolle Metalldrähte (mit Starkstromladung) versteckt liegen; Merlin, der durch einen Druck auf verborgenen Knopf seine Gemächer im hellsten Lichte erstrahlen lassen kann; Merlin, der seiner Schwester einen Zauberwagen sendet, für den sie keines Gespanns bedarf — denn er läuft von selber —, und mit der weit weg am Meere Wohnenden durch eine große Lilie aus Perlmutter telephoniert . . . oder den Artusrittern vergangene Aventiuren im Film wieder vorführt! Wie aus diesem Ritterroman allerlei Schlaglichter auf unsere Gegenwart fallen, die an kein Wunder mehr glauben will: das mag man selber in dem Buche nachlesen; es werden keine verlorenen Stunden sein, die man darüber zubringt.

Man sieht: nicht nur fernes und immer ferneres Altertum ist des Dichters Domäne. Vielmehr lockt ihn — der noch kurz vor seinem Tode die holländischen Kolonien bereiste und auch bei der Schilderung modernen Lebens und Treibens nie ein Eingehen auf die Zeiten der Vergangenheit jener östlichen Völker und ihrer Kulturen vergaß — ebenso das Jahrhundert der Blüte ritterlichen Wesens, wie ein andermal die Romantik des letzten Maurenkampfes gegen

die schließlich obsiegenden Spanier und die Belebung aller Zauberschönheit um Granada, aller ersterbenden Kultur eines dem Untergang geweihten Volkes: „Der Unglückliche“, den ein 1915 entstandener (1921 verdeutschter) Roman schildert, ist Abu-Abdallah, der vor Ferdinand von Arragonien und Isabella von Kastilien weichen mußte.

Und wieder ein anderes Volk, wieder eine andere Kultur begegnet in der um die gleiche Zeit spielenden feinen kleinen Novelle „Lucrezia“. Wie die mit dreizehn Jahren zum erstenmal vermählte, von ihrem Gatten Gian Francesco von Pesaro vier Jahre später getrennte und 1498 Alfonso von Biseglia angetraute junge Lucrezia Borgia aus unendlicher Trauer um seinen Verlust nach dem Willen ihres Bruders Cesare in neue Verbindung mit Alfonso von Este, dem späteren Herzog von Ferrara, gedrängt wird: das ist die „Handlung“, die aber wieder nur Anlaß dazu wird, eine Welt entstehen zu lassen, die wir aus Geschichte und Kunst zu kennen glauben und doch nicht oft so lebendig vor uns sahen.

Genug der Worte, die dazu dienen sollten, das Werk des Louis Couperus zu beschreiben: hier spricht es selber und erlaubt dem Leser das eigene Urteil. . . . Dem darf nur das eine noch gesagt werden: daß es nicht viele Übertragungen moderner fremdländischer Autoren gibt, die so vollkommen als „Eindeutschungen“ anzusprechen sind, wie die von Else Otten vermittelten. Es ist gewiß kein Geringes, sich der sprachlichen Meisterschaft des Holländers mit all der Wandlungsfähigkeit anzugleichen, die nachschaffende Einfühlung in die immer andere Welt seiner Dichtung und in die immer besondere Sprachgestaltung verlangt: bilderreichen rhapsodischen Schwung und geradezu dramatisch packende Wucht geschichtlichen Berichtens; — Widerklingen melancholischer Resignation des zum Untergang bestimmten edlen Maurenvolkes nicht minder wie mittelalterlicher Anschauungs- und Ausdrucksweise — und dann wieder Schilderung des modernen Alltags mit kleinen und großen Erlebnissen

aller, die in ihm leben und weben. Und wer die mannigfachen Schwierigkeiten solcher entsagungsvollen und doch herrlichen Arbeit am Wort des Dichters kennt, wer weiß, wie selten sie vollkommen gelingt, und wie oft Mängel der Übertragung die Freude am Werk selber mindern oder gar zerstören, der darf wohl mit besonderem Nachdruck auf jeden Fall hinweisen, in dem solche Hemmung vermieden und reinsten Lesegenuß so gesichert ist, wie in den Übertragungen, die des Dichters Mittlerin den Deutschen gegeben hat.

Berlin-Steglitz,
Weihnachten 1925.

Dr. Hans Lebede.



Von Louis Couperus

erschien ferner im Verlag
von Philipp Reclam jun. Leipzig
in der Sammlung

Reclams Roman-Reihe:

Aphrodite in Ägypten

Roman aus dem alten Ägypten

Dieser Roman führt den Leser ins heilige Land des klassischen Altertums, nach Ägypten. Er ist zweifellos die glänzendste Schilderung der spätantiken Welt, die wir in der europäischen Literatur besitzen

Iskander

Der Roman Alexanders des Großen

„Couperus ist bei uns beinahe zur Mode geworden. Der vorliegende Roman ‚Iskander‘ läßt die jugendliche Heldengestalt des Welteroberers Alexander erstehen. Man kennt Couperus Kunst in der Darstellung solcher halb knabenhaften Figuren und genießt den Reiz einer phantastisch aufgebauten, ins Grenzenlose der Einbildung ausschweifenden Welt, orgiastisch reich und bunt.“
Welt am Montag.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Bücherfreunde erhalten vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek durch die Buchhandlungen oder den Verlag!

Ein Urteil von vielen

Fünzig Jahre lang habe ich das Werden der Universal-Bibliothek miterlebt, dankbar genossen, was sie in dieser langen Zeit an immer neuen Gaben für Geist und Seele mir spendete, freudig ihren erstaunlichen Aufstieg in dieser jüngsten schweren Zeit verfolgt. Und so wie mir, wird es vielen ergangen sein. In ihrer aller Namen darf es gesagt werden: wir schätzen diese Büchersammlung als eines unserer stolzesten Besitztümer, als eines von denen, die der neidischen Welt beweisen, was das heutige, zu Boden geschlagene Deutschland noch vermag, und die ihm trotz allem in der Region, wo Wert und Unwert der Völker gewogen werden, den Sieg sichern.

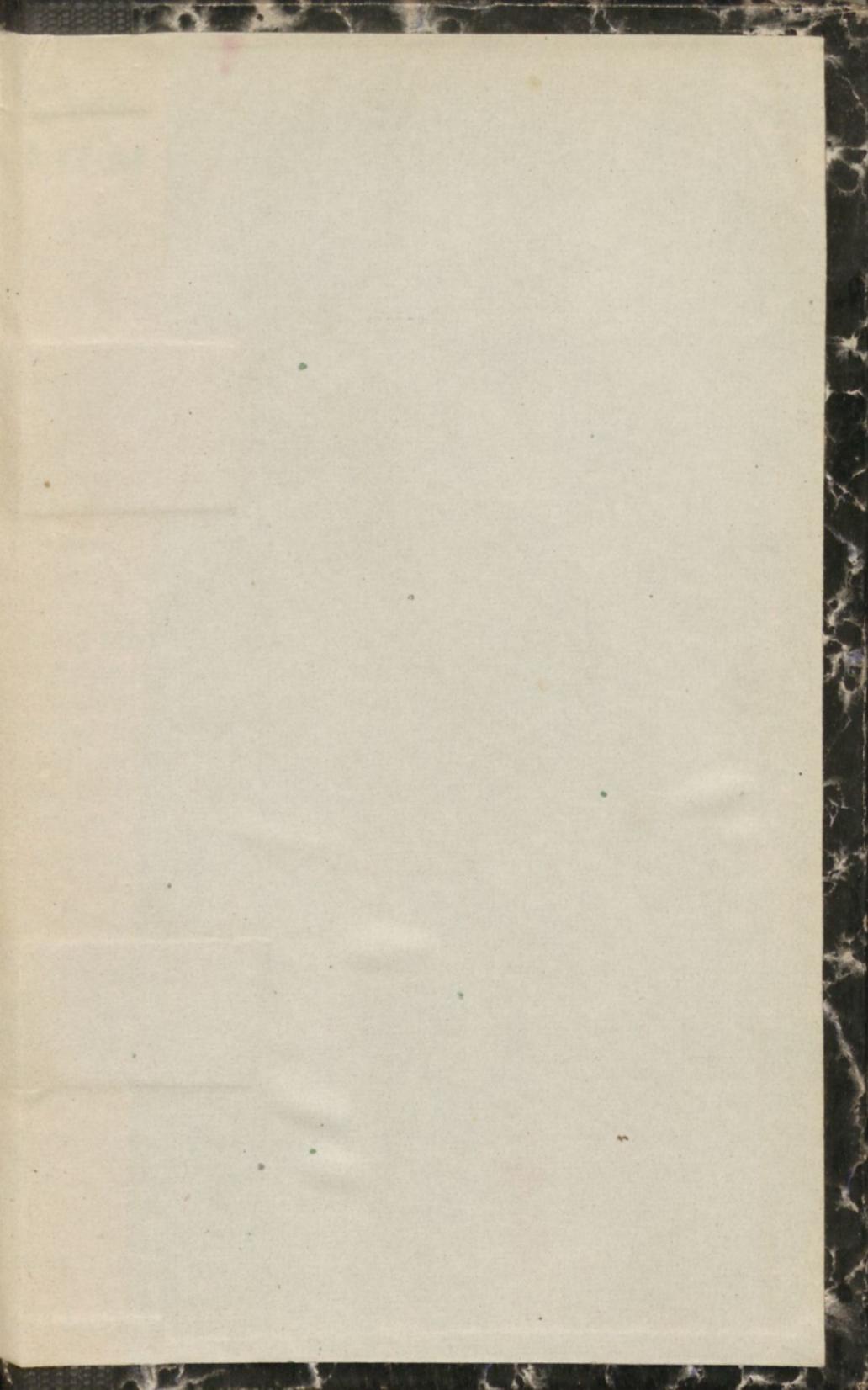
Prof. Dr. Georg Witkowski

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig

UB Wien



+AM567417100





www.books2ebooks.eu